

Was anständig

Kurz nach dem Brandanschlag auf die jüdische Synagoge in Düsseldorf am 3. Oktober 2000 hatte der damalige Bundeskanzler Gerhard Schröder zu einem „Aufstand der Anständigen“ aufgerufen. Mit Recht haben damals einige Kommentatoren gefragt, wen der Bundeskanzler wohl gemeint habe und wer sich diesen Aufruf zu Eigen machen würde.

Was ist anständig?

Zwei Zitate können uns verdeutlichen, wie dieser Begriff in extrem unterschiedlichen Situationen für sehr unterschiedliche Menschen gebraucht worden ist. Im Jahre 1943 sagte der damalige „Reichsführer SS“ Heinrich Himmler in einer Rede zu SS-Leuten in einem Konzentrationslager: „Die meisten von euch werden wissen, was es heißt, wenn 100 oder 1000 Leichen beisammen liegen. Dies durchgehalten zu haben, und dabei - abgesehen von Ausnahmen mensch-

licher Schwäche - anständig geblieben zu sein, das hat uns hart gemacht.“

Zum gleichen Thema der Judenverfolgung sagte der damalige Bundespräsident Johannes Rau am 9. November 2000, im Gedenken an die Reichspogromnacht: „Wir haben in unserer Gesellschaft vieles gewonnen, - mehr Freiheit, mehr Selbstbestimmung - das darf aber nicht dazu führen, dass Wichtiges verloren geht, - vor allem Respekt und Anstand. Wir können nur anständig miteinander umgehen, wenn wir Achtung vor uns selbst und Achtung vor anderen haben.“

Welch ein Gegensatz im Gebrauch dieses Wortes! Während 1943 die Menschen als „anständig“ bezeichnet wurden, die Hunderte von Juden ermordet hatten, werden im Jahr 2000 die „anständig“ genannt, die anderen Menschen, in diesem Fall den Juden, Achtung entgegenbringen.

Gibt es eine Norm?

Nicht so stark gegensätzliche aber doch sehr unterschiedliche Aussagen zu diesem Begriff begegnen uns fast täglich.

Arbeitnehmer z.B. fordern, dass sie aufgrund anständiger Arbeit

neben den Aktionären ebenfalls anständig am Gewinn ihres Unternehmens beteiligt werden. Mit Recht bezeichnen sie es zugleich als unanständig, dass der Vorstandsvorsitzende aufgrund seiner Leistung mit einigen hunderttausend Euro belohnt wird. Doch wer bestimmt, was in dieser Situation anständig bzw. unanständig ist? Wo liegt die Grenze? Gibt es überhaupt eine Norm, und wer legt sie fest, z.B. im Blick auf Kleidung, Tischsitten oder Sprache. Das gilt besonders im Blick auf andere Länder und Kulturen. Doch selbst im eigenen Land bestehen in dieser Hinsicht große Unterschiede, die durch die Situation, den Anlass, die Familie und besonders die jeweilige Umwelt und Gesellschaft bestimmt werden.

Andere Sitten bei Grillfesten und Hochzeiten

Wir alle pflegen bei einem Grillfest andere Tischsitten als an einer Hochzeitstafel und sind bei diesen Gelegenheiten auch entsprechend unterschiedlich gekleidet. Um das Jahr 1900 galt Radfahren für eine Frau allgemein als unanständig. Das würden heute auch überzeugte Christen nicht

*„Alles aber
geschehe
anständig und
in Ordnung.“*

1. Korinther 14,40



ist und war



mehr behaupten; und auch Christen würden heute keinen Badestrand in einem „anständigen“ Badeanzug aus dem Jahre 1920 aufsuchen, - warum eigentlich nicht? Passen wir uns als Christen denn auch dem veränderten Lebensstil der Gesellschaft, ihren Sitten und der Mode an?

Um diese Frage geht es bei unserem Thema: „Was anständig ist - und war“, und um die Frage, wie sich in diesem Bereich des Lebens das „Anders-sein“ der Christen äußert.

Die Etymologie dieses Begriffes hilft uns dabei kaum: Anstand wird als gutes Benehmen, sittliche Regel, Schicklichkeit definiert; anständig als schicklich, geziemend, passend, gehörig, ordentlich. Denn, wie die Beispiele gezeigt haben, gibt es keine für alle Zeiten und alle Menschen gültige inhaltliche Norm dieses Begriffes. Entscheidend ist, mit welchem Inhalt diese Begriffe jeweils gefüllt wurden oder gefüllt werden, denn dieser Begriff gehört zum Bereich der Kultur und diese ist von Volk zu Volk verschieden und auch die eigene Kultur ist immer der Veränderung unterworfen.

Was sagt Gott dazu?

Als Christen aber suchen wir die Normen und Maßstäbe für unser Leben und Verhalten im Wort Gottes. So finden wir im Alten Testament im Gesetz und im Buch der Sprüche manche Hinweise zu diesem Thema. Zum Beispiel lesen wir in 3. Mose 19,32 das Gebot: *„Vor einem grauen Haupt sollst du aufstehen und die Person eines Greises ehren.“* Der Begriff, mit dem wir uns beschäftigen, wird jedoch nicht benutzt. Anders im Neuen Testament. Hier begegnet uns das Wort „anständig“ bzw. „unanständig“ u.a. in Römer 13,13; 1. Korinther 13,5; 1. Korinther 14,40; Epheser 5,4; 1. Thessalonicher 4,12.

Dabei ist es wichtig zu fragen, in welchem Zusammenhang das Wort steht und in welcher Situation bzw. für welchen Lebensbereich der Apostel Paulus dieses Wort gebraucht hat.

In Römer 13,13 steht das Wort im Zusammenhang der Wiederkunft Christi und im Gegensatz zu „Schwelgereien, Trinkgelagen, Unzucht, Ausschweifungen, Streit und Neid“. Praktiken, die in der damaligen heidnischen Gesellschaft wohl weithin akzeptiert

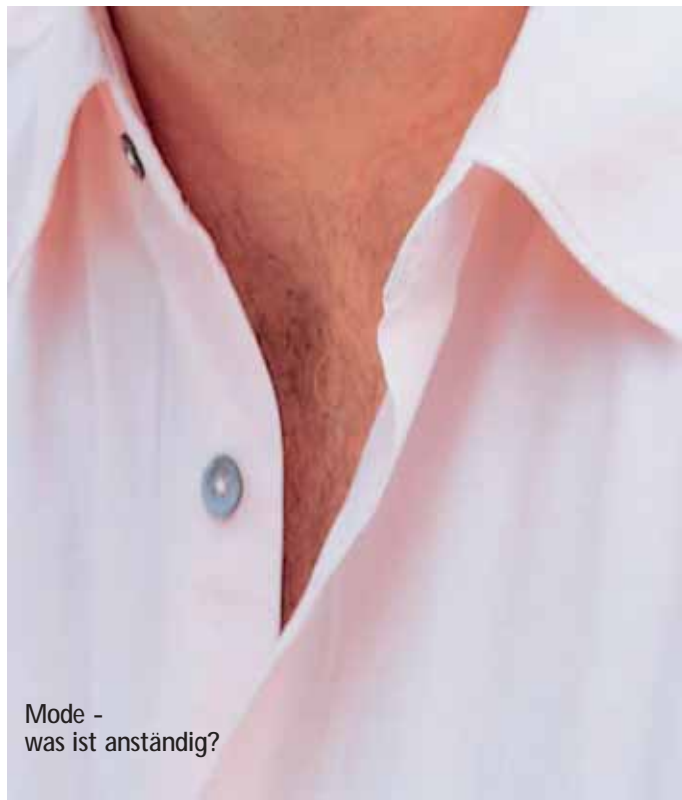
waren. Und in unserer gegenwärtigen Wohlstandsgesellschaft? Wo liegt die Grenze zwischen einer „anständigen Mahlzeit“ und Schwelgerei, - und wer bestimmt sie? Ist es bereits Schwelgerei, wenn wir mehr als das wirklich Notwendige an Nahrung zu uns nehmen? Wie wir wissen, bestanden in dieser Hinsicht bei der Mahlfeier in Korinth große Unterschiede, die der Apostel deutlich verurteilt. Und wer oder was bestimmt unsere Überzeugung?

Hätten wir, die wir die Hungerjahre nach dem 2. Weltkrieg erlebt haben, damals nicht anders geurteilt als heute? Warum?

Anständig im Gottesdienst?

In 1. Korinther 14,40 beendet der Apostel seine Anordnungen zu den Gemeindeversammlungen, den Gottesdiensten mit der Ermahnung: *„Alles aber geschehe anständig und in Ordnung.“* Genügt die Ordnung allein nicht? Was aber entspricht dann dem Anstand, d.h. dem jeweils „gültigen Benehmen“ in dieser Kultur bzw. in dieser Generation? Betrifft dies auch die Lieder, Musikinstrumente und die allgemeine „Atmosphäre“? Besteht hier ein Unterschied zwischen einer

Wo liegt die Grenze zwischen einer „anständigen Mahlzeit“ und Schwelgerei?



Mahlfeier, einem Verkündigungs-Gottesdienst und einem Familien- oder Jugendgottesdienst? Darf es bei den letzteren durchaus lebendiger und geräuschvoller zugehen? Wären dabei andere Lieder und Instrumente berechtigt und sinnvoll? Wir wissen, dass sehr unterschiedliche Lieder gemeint sind, wenn ein 18-Jähriger oder ein 80-Jähriger sagt: „Lasst uns doch einige anständige Lieder singen!“ Hier bestehen sicher sehr unterschiedliche Empfindungen und Überzeugungen. Wer aber bestimmt die Norm? Gibt es diese überhaupt?

Unverschämtheit und Meinungsfreiheit

In Epheser 5,4 wird in der Elberfelder Übersetzung das Wort „Unanständigkeit“ im Zusammenhang mit dem Reden, der Sprache der „Heiligen“, der Christen genannt. Es steht im Gegensatz zu der Aufforderung „wandelt in der Liebe“ im Vers 2. Gerade in diesem Bereich haben sich in unserem Land in den letzten Jahren gravierende, und wie ich meine, negative Veränderungen vollzogen. Und zwar nicht nur in der

Umgangssprache, sondern auch im Bereich von Literatur und Medien. Unter der Bezeichnung Satire darf so gut wie jeder Begriff, jede Unwahrheit und persönliche Beleidigung gesagt bzw. gedruckt werden, die man vor 30 oder 40 Jahren noch mit Empörung als unanständig bezeichnet hätte. Da Blasphemie (Gotteslästerung) keinen Strafbestand mehr darstellt, darf im Sinne der freien Meinungsäußerung gotteslästerlich geredet, geschrieben und gesungen werden. Gedeckt durch die Pressefreiheit werden Meldungen veröffentlicht, die an Rufmordgrenzen, die aber oft erst nach

kostspieligen Prozessen korrigiert werden.

Und wie ist es unter uns, in der Gemeinde? Es ist sicher gut, dass eine gewisse „Sprache Kanaans“, die nur von Frommen verstanden wurde, nicht mehr so stark das Reden und die Verkündigung in unseren Gemeinden bestimmt. Doch wie weit dürfen oder müssen wir uns im Gespräch und in Predigten unseren Zuhörern, d.h. Kindern, Jugendlichen, am Rande der Gesellschaft Stehenden, Akademikern oder Senioren anpassen? Wer bestimmt hier, was anständig bzw. unanständig ist? Doch sicher die, denen Gott die Gabe zum Dienst an diesen sehr unterschiedlichen Menschen gegeben hat. Allerdings bin ich überzeugt, dass wir in der Gemeinde immer wieder die gegenseitige Ergänzung und auch Korrektur brauchen. Hierfür hat Gott uns einander gegeben.

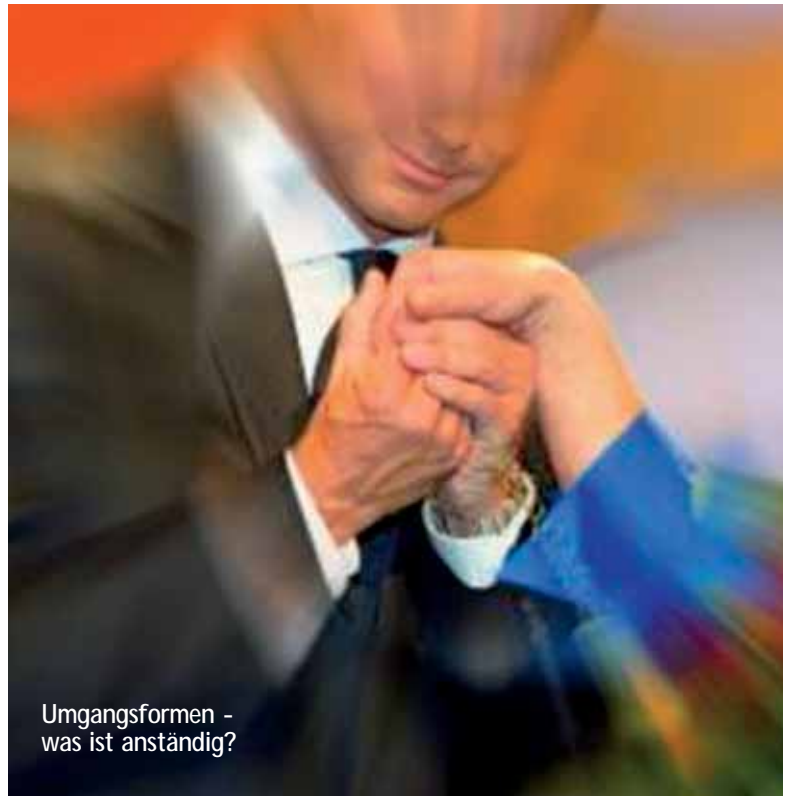
In 1. Thessalonicher 4,12 sagt der Apostel Paulus im Blick auf das Nichtstun einiger Gemeindeglieder: „... eure eigenen Geschäfte zu tun und mit euren Händen zu arbeiten, ... damit ihr anständig wandelt“. In einer Zeit hoher Arbeitslosigkeit ist es sicher nicht leicht, diese Ermahnung in die Gegen-

„Die Liebe
benimmt
sich nicht
unanständig“

1. Korinther 13,5



Tischkultur - was ist anständig?



Umgangsformen - was ist anständig?

wart zu übertragen. Dennoch denke ich, dass dieser Text auch für heute Bedeutung hat. Zum einen sagt damit der Apostel, dass es auch für Christen passend, ordentlich und anständig ist, zu arbeiten, um nicht anderen „zur Last zu fallen“ bzw. nicht leichtfertig die bestehende soziale Absicherung durch Staat oder Gemeinde in Anspruch zu nehmen. Zum anderen sollten wir Christen immer bereit sein, da zu helfen, wo es notwendig ist, und unseren Nächsten nicht nach seiner „Leistung“ beurteilen. (Siehe dazu Apostelgeschichte 6,1-7.) Sicher wird auch in dieser Frage je nach eigener Lebenserfahrung die Beurteilung einer Situation sehr unterschiedlich sein.

Es geht um die Motivation

Ist nun doch wieder auch in dieser Frage nach dem, was „anständig ist und war“, alles relativ und dem persönlichen Urteil überlassen? Nein, denn das Wort Gottes gibt uns eine sehr eindeutige, grundsätzliche Antwort.

In 1. Korinther 13 zeigt der Apostel Paulus, dass wir mit allen unseren Diensten ohne die Liebe „nichts“ sind und alle Leistungen „uns nichts nützen“. Er nennt dann einige Qualitäten dieser

Liebe und sagt u.a. in Vers 5: „... die Liebe benimmt sich nicht unanständig.“

Bei allem „Benehmen“ und dem, was „anständig“ ist, geht es also nicht um einzelne Normen oder Vorschriften, sondern um die Motivation! Sicher ist es gut, schon in der Kindheit Anstand und entsprechendes Benehmen zu lernen. Und gute Ordnungen sind hilfreich und notwendig, ob nun in der Familie, in der Gesellschaft oder in der Gemeinde. Doch wir können unser „gutes Benehmen“ sehr schnell „vergessen“, wenn wir beleidigt wurden, neidisch sind oder den anderen eigentlich verachten.

Ein Weg darüber hinaus

Darum zeigt uns der Apostel für die oben geschilderten Situationen, wie für alle Bereiche unseres Lebens, „einen Weg weit darüber (über alle einzelnen Normen) hinaus“, nämlich den Weg, die Motivation der Liebe.

In dieser Liebe, die uns, den Glaubenden, geschenkt worden ist, und die der Heilige Geist immer wieder in und durch uns lebendig macht, werden wir:

- Maß halten in allen guten Dingen, die Gott uns gibt, und sie dennoch genießen,

Wird uns die Liebe leiten, damit wir uns in der jeweiligen Situation anständig und rücksichtsvoll verhalten und benehmen und dennoch wahr und ehrlich bleiben?

- als Senioren oder Jugendliche Verständnis füreinander haben und Rücksicht nehmen,
- reden, in der Ehrfurcht vor Gott und in der Achtung für alle Menschen,
- Arbeit und Leistung nicht als Ziel unseres Lebens betrachten, dankbar sein für alle guten Gaben Gottes, uns freuen, dass wir damit „dem Bedürftigen etwas mitzuteilen haben“ und immer bestrebt sein, niemand zur Last zu fallen.

So wird uns die Liebe leiten, damit wir uns in der jeweiligen Situation anständig und rücksichtsvoll verhalten und benehmen und dennoch wahr und ehrlich bleiben.

Daniel Herm



Zwischen Höflichkeit

Damit Gott uns bis in unseren Umgangston verändert

Plötzlich stoppen zwei Autos, Männer steigen aus und reden lautstark auf der belebten Straße aufeinander ein. Als ihre Rage mich befremdet, beruhigt mich mein Begleiter mit den Worten: „Mach dir nichts draus. Die Leute hier werden halt schnell fuchtig.“

Was ungehörig ist und was nicht, darüber streiten sich in Deutschland selbst die Gerichte - um es dann schließlich nach regionaler Besonderheit zu werten. Je tiefer man nach Süden kommt, desto weniger anstößig wird ein Kraftausdruck.

Höflichkeit als Sprache der Liebe

Unter Christen, so wie in der Welt auch, nutzen wir Sprache als Werkzeug, um tagtäglich zu überleben. Ob wir gut oder schlecht kommunizieren, ist in vielen Bereichen unseres Lebens entscheidend für Weiterkommen und Erfolg. Oftmals müssen wir den örtlichen Höflichkeitskodex lernen, um Wertschätzung auszudrücken.

Menschen aus Gegenden mit rauer Herzlichkeit oder wie ich mit einer angeborenen „Berliner Schnauze“, brauchen eine extra Portion Übung und Geduld, um niemand zu verletzen. Was sich in der Umgangssprache gehört und was „unanständig“ ist (Luther nennt es „ungehörig“), hat sich zudem im Laufe der Zeit ständig verändert.

Unsere gesamte Generation nutzt heute selbstverständlicher den Straßenjargon und kennt nur wenige sprachliche Tabus - nicht zuletzt geprägt durch die Medien. Wer

Heranwachsende in der Familie hat oder als Gemeinde in einer sozialen Brennpunktsituation evangelisiert, weiß, wie derb und ordinär die deutsche Sprache sein kann. Umso wichtiger sind Vorbilder unter Christen, die unverkrampfte Höflichkeit und überlegte Toleranz leben. Man will wieder lernen, was sich gehört. Kniggekurse sind im Trend.

Welche Hilfen gibt uns das Hohelied der Liebe?

Früher war nicht alles besser - zumindest ganz früher nicht. Wie

sagte noch John Lennox auf einer internationalen Brüdertagung: „Die Gemeinden des Neuen Testaments unterscheiden sich nicht maßgeblich von unserer Problematik heute. Die Kultur der damaligen Welt war von Ausschweifung und Mysterienkulten geprägt. Im alten Griechenland hatten viele Männer einen jungen Geliebten.“ (frei zitiert)

Die jungen Christen in Korinth lebten in einem sittlich-moralischen Umfeld, in dem es für Lustbarkeit kaum Begrenzung gab. Ihre Götterverehrung war von Sinnlichkeit geprägt. Paulus spielt in den Eingangserklärungen von 1. Korinther 13 wahrscheinlich auf die Verehrung von Dionysus (Gott der Natur) und Cybele (Göttin der wilden Tiere) an. Zum Fruchtbarkeitskult gehörten orgienhafte Riten, bei denen grausam Tiere und manchmal sogar Menschen geopfert wurden. Um die Götter zu beschwören oder die Verehrung anzuheizen, kamen das „lärmende Erz“ und die „schallenden Zimbeln“ zum Einsatz, von denen in Vers 1 die Rede ist.¹

Angesprochen durch die Predigt von Paulus von Kreuz und Auferstehung Jesu ließen viele Christen in Korinth nun diesen Hintergrund hinter sich. Sie erlebten eine Abkehr von falschen Götzen zum lebendigen Gott. Bisheriges Verhalten kam im Lichte der Nachfolge Jesu ganz neu auf den Prüfstand. Der Glaube sollte bis in den Alltag hinein spürbar Veränderungen schaffen und Grundlage für ein neues Leben und ein gutes Miteinander sein.

Eine unglaubliche Lernaufgabe und ein großes Umdenken stand



und Heuchelei

bevor, bei der die jungen Christen aber mit Gottes Hilfe rechnen durften.

Jesus, geh voran

Die Worte dieses alten Choralwünschen wir uns gern für unser Leben. Im Miteinander ist diese Bitte ebenfalls wichtig. Paulus präsentiert Jesus in seinen „Nacharbeitsbriefen“ an die jungen Gemeinden nicht nur als persönlicher Befreier von Schuld, sondern auch als Vorbild für einen neuen Lebensstil. Es ist das Wesen Jesu, dem wir in 1. Korinther 13 - im Idealbild der Liebe - begegnen.

Wie zahlreiche Parallelstellen belegen, zeigt der Apostel auf, was zum neuen Leben nicht mehr passt und wie sich das Neue gestalten sollte. Wir lesen in diesem Abschnitt wie Liebe aussieht, die dem alten Leben in Finsternis zuzuordnen ist, und welche Merkmale Liebe aus dem Geist Christi hat. Zu ihr passt eben nicht Ehrverletzung, nicht das alte Konzept der Rache, nicht, wie früher, Reaktionen aus verletztem Stolz.

Nicht mehr der Bauch - der böse Impuls - sollen regieren, sondern Kopf und Herz in dem Christus wohnt. Den junggläubigen Philippern erklärt Paulus dies so: *„Übrigens, Brüder, alles, was wahr, alles, was ehrbar, alles, was gerecht, alles, was rein, alles was liebenswert, alles, was wohlklingend ist, wenn es irgend eine Tugend, wenn es irgendein Lob gibt, das erwägt“* (Philipper 4,8).

Wie schwer dies oft im Alltag umzusetzen ist, sehen wir an unserem banalen Eingangsbeispiel. In unserer stressreichen Zeit liegen schon mal die Nerven blank.

Niemand kann sich freisprechen, nicht auch einmal daneben gegriffen zu haben und nicht allzu höflich gewesen zu sein.

Im Zweifelsfall höflich, in der Überzeugung immer ehrlich

Wie wichtig ist daher die Bitte, dass uns Gott bis in unseren Umgangston und „unseren Knigge“ hinein verändert. Dazu hat er alle Voraussetzungen geschaffen. Freundlichkeit gehört zur Frucht des Geistes, die als Folge der persönlichen Beziehung zu Christus sichtbar werden kann (Galater 5,22). Für die Gabe der Ermahnung rüstet er durch Charismen aus und warnt gleichzeitig vor Missbrauch, voreiliger Kritik (Römer 12,8). Dreistigkeit ist nicht Gottes Art.

Grenzen der Höflichkeit einhalten

Die Schrift warnt vor Einmischung in Privatangelegenheiten: *„Denn niemand von euch leide ..., als jemand, der sich in fremde Sachen mischt.“* (1. Petrus 4,15). Auch Glaubensgeschwister stehen unter Persönlichkeitschutz. Sie müssen sich nicht für alles verteidigen und dürfen sich persönlich führen lassen. Wenn kein Vertrauensverhältnis besteht, bleibt uns oft nur das Gebet oder das Abgeben an kompetente, vertrauenswürdige Mitarbeiter, wenn wir eine Not bei unserem Nächsten sehen. Zu viel Ehrlichkeit und Anteilnahme kann sehr schnell überfordern.

Grenzen der Höflichkeit einzuhalten, schweigen zu können, bedeutet nicht verkrampt sein. Es ist beeindruckend, wie Paulus die Spannung zwischen Höflichkeit

„Wenn es irgend eine Tugend, wenn es irgendein Lob gibt, das erwägt.“

Philipper 4,8

und Heuchelei selbst meistert. Er, der mit großer Sensibilität und mütterlicher Anteilnahme seine Briefe schreibt, kann deutliche Zitate bringen und humorvoll werden: *„Wenn ihr einander beißt und fresset, so seht zu, dass ihr nicht voneinander verzehrt werdet“* (Galater 5,15). *„Es hat einer von ihnen, ihr eigener Prophet gesagt: Kreter sind immer Lügner, böse, wilde Tiere, faule Bäume“* (Titus 1,12). Obwohl er niemals mit Lob sparte und jeden auch nur an-



nährend positiven Gesichtspunkt erwähnt, hatte Paulus zuweilen den Mut, aus dem Motiv der Liebe die Wahrheit „auszuteilen“. Im Alltag zeichnen Fähigkeit zum Motivieren und zur analytischen Korrektur einen guten Trainer aus. „*Besser offener Tadel als verhehlte Liebe*“ (Sprüche 27,5).

In einer Zeit, wo persönliche Freiheit über allem steht, ist dies manchmal ein richtiges Luxusgut geworden. Weil man nicht weiß, wie der andere eine geäußerte Sorge auffasst, nimmt manche Katastrophe ihren Lauf, die gut hätte vermieden werden können, hätte man rechtzeitig gewarnt. Der Grad zwischen Heuchelei und Höflichkeit, Schweigen und Reden ist oft bedrohlich schmal.

Das Evangelium ist nach wie vor „unbequem“, weil es Menschen vom alten Leben bekehren und abkehren will. Es ist wichtig, dass wir in einer gefestigten Überzeugung ruhen und unseren Glauben auch in der Kontroverse darlegen können. Zu heucheln, mit allem und jedem einverstanden zu sein, würde sich gegen die Einzigartigkeit Jesu richten. Profil zeigen und Unbequemes zu formulieren, damit geht in Deutschland derzeit eine große Kirche voran. Sicherlich sind wir in der Vergangenheit unter den Evangelikalen oft in punkto Wahrheit und Lehre mit der Brechstange vorgegangen und waren zu ungeduldig. Doch zu viel Harmoniebedürfnis kann lähmen. Manchmal erzielt man gute Ergebnisse, weil um die Wahrheit gerungen wurde. Um der Einheit willen nach dem Mund zu reden, kann sich bitter rächen und man landet schnell, trotz guter Absichten, in der Heuchelei, wie Petrus bei den Galatern (Galater 2). Der Verfasser des Hohelieds der Liebe formuliert glasklar, wenn es um bibli-

sche Kernaussagen geht. In der Sorge um das geistliche Wohlergehen seiner jungen Christen lässt er nichts unversucht.

Für das rechte Maß zwischen „so höflich wie möglich und so ehrlich wie nötig“, gibt es keine Dosierungsanleitung. Wohl aber die Zusage von Gottes Vergeltung, wo wir aneinander gescheitert sind. Gottes Geist will uns verändern. In einer Zeit, die sich, ähnlich wie bei den Korin-

Liebe benimmt sich nicht unanständig: Die Liebe lässt dem anderen seinen Raum zur Entfaltung. Sie ist nicht taktlos oder primitiv, fällt nicht unangenehm auf, übt keinen dominanten Druck aus (auch keinen frommen Druck!), zwingt, überfällt, beschämt, verletzt den anderen nicht, tut ihm nicht weh, sondern wohl.

Gerd Goldmann

aus: „Die Wegweisung“ 2-2000

thern, keinen Zwang antut, dürfen wir als Christen sprachlich andere Akzente setzen. Ebenso brauchen wir Gottes Weisung für das „rechte Wort zur rechten Zeit“, um uns nicht der Heuchelei und der falschen Anpassung schuldig zu machen, wenn wir als Christen in Fragen des Glaubens gefordert sind.

Das Hohelied der Liebe im 1. Korintherbrief präsentiert uns das Wesen Jesu. Unser Herr hat die von uns gewünschte Ausgewogenheit perfekt gelebt und die Sprache mit den unterschiedlichen Menschen seiner Zeit perfekt beherrscht. Und so wollen wir - auch in diesen Fragen - mit dem Liederdichter bitten:

Jesus geh voran auf der Lebensbahn;
und wir wollen nicht verweilen,
dir getreulich nachzueilen,
führ uns an der Hand,
bis ins Vaterland.
Solls uns hart ergehen,
lass uns feste stehn.²

Hildegund Beimdieke



(1) John Stott,

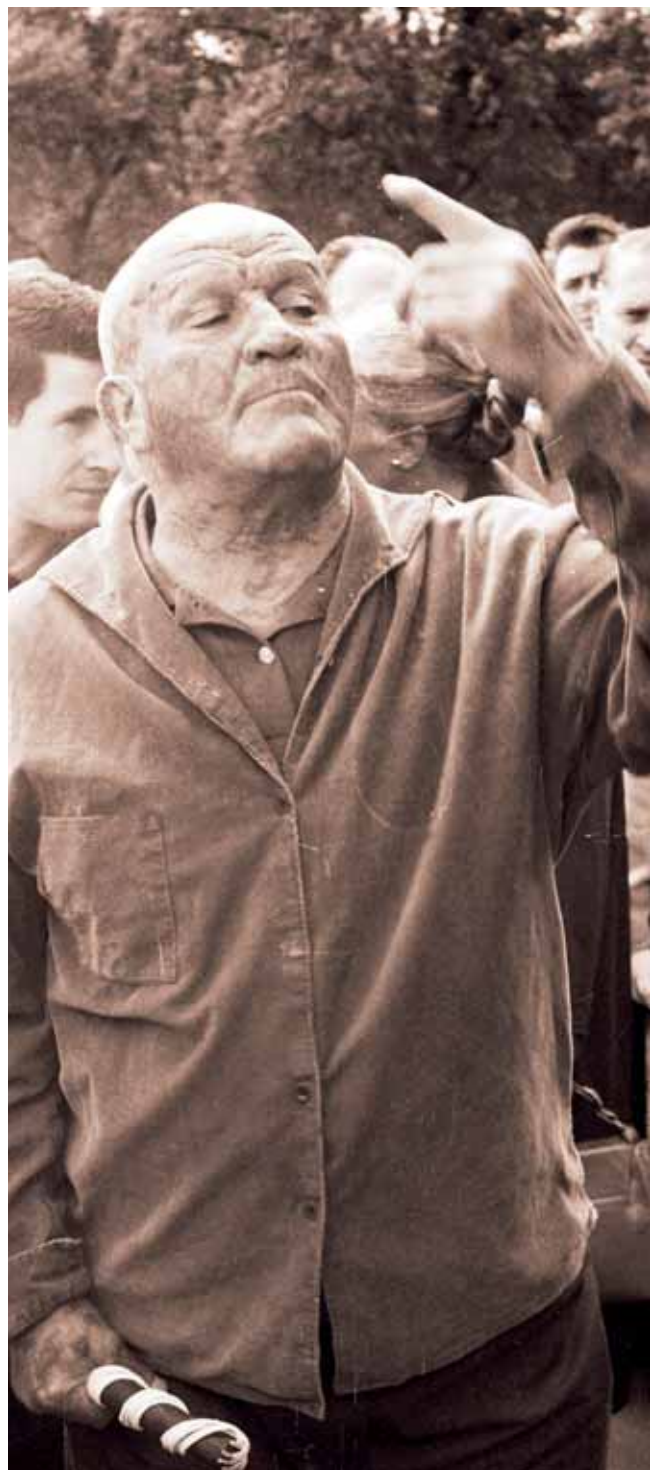
The Message of Corinthians, IVP 1985

(2) Text: Nikolaus Ludwig Graf
von Zinzendorf 1700-1760

„Hinw

An dem langen Bretterzaun steht eine Gruppe von Männern. Was wird dort schon los sein?! Wahrscheinlich verkauft irgendein „fliegender Händler“ seinen „Gesundheitstee“ oder „Patentkrawatten“!

Ich will schon vorbeigehen - da merke ich: Diese Sache ist ernster. Auf irgendeiner Erhöhung, die ich



nährend positiven Gesichtspunkt erwähnt, hatte Paulus zuweilen den Mut, aus dem Motiv der Liebe die Wahrheit „auszuteilen“. Im Alltag zeichnen Fähigkeit zum Motivieren und zur analytischen Korrektur einen guten Trainer aus. „*Besser offener Tadel als verhehlte Liebe*“ (Sprüche 27,5).

In einer Zeit, wo persönliche Freiheit über allem steht, ist dies manchmal ein richtiges Luxusgut geworden. Weil man nicht weiß, wie der andere eine geäußerte Sorge auffasst, nimmt manche Katastrophe ihren Lauf, die gut hätte vermieden werden können, hätte man rechtzeitig gewarnt. Der Grad zwischen Heuchelei und Höflichkeit, Schweigen und Reden ist oft bedrohlich schmal.

Das Evangelium ist nach wie vor „unbequem“, weil es Menschen vom alten Leben bekehren und abkehren will. Es ist wichtig, dass wir in einer gefestigten Überzeugung ruhen und unseren Glauben auch in der Kontroverse darlegen können. Zu heucheln, mit allem und jedem einverstanden zu sein, würde sich gegen die Einzigartigkeit Jesu richten. Profil zeigen und Unbequemes zu formulieren, damit geht in Deutschland derzeit eine große Kirche voran. Sicherlich sind wir in der Vergangenheit unter den Evangelikalen oft in punkto Wahrheit und Lehre mit der Brechstange vorgegangen und waren zu ungeduldig. Doch zu viel Harmoniebedürfnis kann lähmen. Manchmal erzielt man gute Ergebnisse, weil um die Wahrheit gerungen wurde. Um der Einheit willen nach dem Mund zu reden, kann sich bitter rächen und man landet schnell, trotz guter Absichten, in der Heuchelei, wie Petrus bei den Galatern (Galater 2). Der Verfasser des Hohelieds der Liebe formuliert glasklar, wenn es um bibli-

sche Kernaussagen geht. In der Sorge um das geistliche Wohlergehen seiner jungen Christen lässt er nichts unversucht.

Für das rechte Maß zwischen „so höflich wie möglich und so ehrlich wie nötig“, gibt es keine Dosierungsanleitung. Wohl aber die Zusage von Gottes Vergeltung, wo wir aneinander gescheitert sind. Gottes Geist will uns verändern. In einer Zeit, die sich, ähnlich wie bei den Korin-

Liebe benimmt sich nicht unanständig: Die Liebe lässt dem anderen seinen Raum zur Entfaltung. Sie ist nicht taktlos oder primitiv, fällt nicht unangenehm auf, übt keinen dominanten Druck aus (auch keinen frommen Druck!), zwingt, überfällt, beschämt, verletzt den anderen nicht, tut ihm nicht weh, sondern wohl.

Gerd Goldmann

aus: „Die Wegweisung“ 2-2000

thern, keinen Zwang antut, dürfen wir als Christen sprachlich andere Akzente setzen. Ebenso brauchen wir Gottes Weisung für das „rechte Wort zur rechten Zeit“, um uns nicht der Heuchelei und der falschen Anpassung schuldig zu machen, wenn wir als Christen in Fragen des Glaubens gefordert sind.

Das Hohelied der Liebe im 1. Korintherbrief präsentiert uns das Wesen Jesu. Unser Herr hat die von uns gewünschte Ausgewogenheit perfekt gelebt und die Sprache mit den unterschiedlichen Menschen seiner Zeit perfekt beherrscht. Und so wollen wir - auch in diesen Fragen - mit dem Liederdichter bitten:

Jesus geh voran auf der Lebensbahn;
und wir wollen nicht verweilen,
dir getreulich nachzueilen,
führ uns an der Hand,
bis ins Vaterland.
Solls uns hart ergehen,
lass uns feste stehn.²

Hildegund Beimdieke



(1) John Stott,

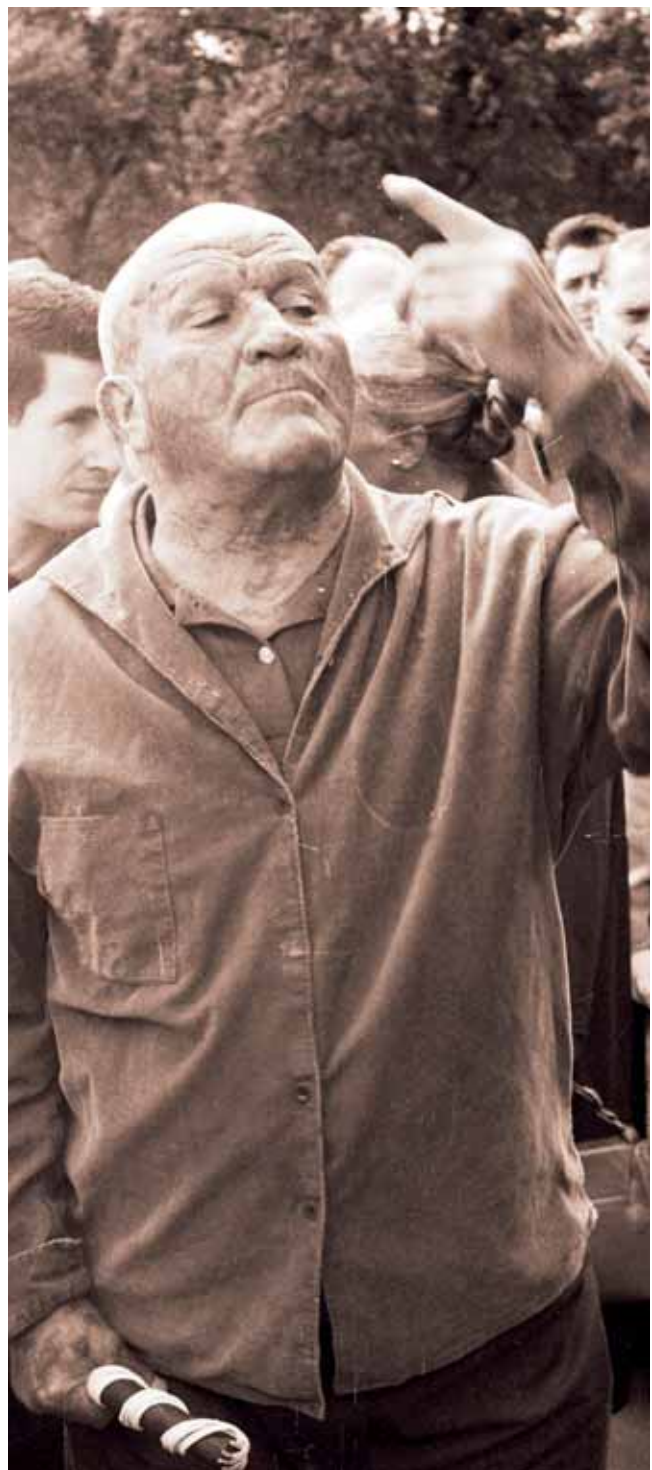
The Message of Corinthians, IVP 1985

(2) Text: Nikolaus Ludwig Graf
von Zinzendorf 1700-1760

„Hinw

An dem langen Bretterzaun steht eine Gruppe von Männern. Was wird dort schon los sein?! Wahrscheinlich verkauft irgendein „fliegender Händler“ seinen „Gesundheitstee“ oder „Patentkrawatten“!

Ich will schon vorbeigehen - da merke ich: Diese Sache ist ernster. Auf irgendeiner Erhöhung, die ich



weg mit diesem Gott!“

nicht erkennen kann, steht ein hagerer Arbeiter und redet auf seine Genossen ein. Da ich auf der anderen Straßenseite gehe, kann ich nur einzelne Fetzen seiner Rede hören: „... Dickbäuchige Aussauger ... luxuriöse Villen ... hungrige Kinder ... Ausbeuterlöhne ... arbeitslos ... auf die Straße fliegen ...!“

Das Herz krampft sich mir zusammen. Das hier ist eine politische Versammlung. Es ist ja so unendlich viel Not bei uns im Ruhrgebiet beieinander. Und diese Not hat hier eine wilde, hasserfüllte Stimme bekommen ...

Auf einmal schrecke ich zusammen. Der Redner hat mich erspäht und erkannt: „Ha, da ist ja ein Pfaffe!“, ruft er. „Wir müssen auch einmal miteinander reden! Ich habe Sie was zu fragen!!!“

Sehr liebenswürdig klingt die Einladung ja nicht. Aber wenn man nicht empfindlich ist, kann man seine Worte doch immerhin als eine Einladung ansehen. Die Männer machen mir Platz, ich gehe durch die Menge, und dann stehe ich vor dem Redner. Jetzt sehe ich, dass er auf einem Erdhaufen steht. Außerdem ist er ein beträchtliches Stück größer als ich. So muss ich recht zu ihm hinaufsehen. Nun, es ist einem Pfarrer sehr heilsam, wenn er einmal unten zuhören muss, und die anderen stehen auf der Kanzel.

Da legt er los: „Ich frage Sie, Sie Vertreter Gottes! Wie kann Ihr Gott schweigend zusehen, wenn so viel Unrecht geschieht ...?“ Und nun schildert er die Elendswohnungen; die Sorgen der Mütter, die ihre Kinder nicht sättigen können; die Verzweiflung der Erwerbslosen, die ihre Tage unnütz verdämmern müssen; den Jammer der Bergleute, die in der harten Arbeit eine Gesteinstaublung bekommen haben ...

Und daneben stellt er den Luxus der Besitzenden, den Hochmut der sogenannten Gebildeten ...

„Nur zu!“, muss ich denken. „Es ist ja wahr, was du sagst! Es muss ja mal gesagt werden ...“

Langsam merkt er offenbar, dass ich ihm innerlich gar nicht

opponiere. Das ist aber nicht der Sinn seiner Rede. Er hat mich ja als seinen Feind hergeholt. Und nun fällt ihm offenbar auch ein, womit er mich wütend machen kann.

„... und dazu schweigt Ihr lächerlicher Gott! Oh, Ihr Gott! Den gibt es ja gar nicht! Damit machen wir nun Schluss! ...“

Ich schüttele den Kopf.

„... Was, Sie meinen, es gäbe wirklich einen Gott? Dann will ich Ihnen mal was erzählen! Machen Sie Ihre Ohren gut auf! Wenn es also Ihren Gott gibt, dann werde ich ihm ja mal begegnen nach meinem Tod ...“

Ich nicke nur. Zu mehr komme ich nicht.

„Also, ich werde ihm begegnen? Gut! Darauf freue ich mich! Da werde ich nämlich auf diesen Gott zugehen und werde ihm sagen: ‚Du hast gewusst, dass Kinder verhungern, während andere alles haben, und hast nichts getan! Du hast Kriege zugelassen, in denen die Unschuldigen leiden mussten, und die Schuldigen brachten lachend ihr Schäfchen ins Trockene! Du hast geschwiegen zu all dem Jammer, dem Unrecht, der Bedrückung, der Ausbeutung!‘ Ja, das alles will ich Ihrem Gott mal unter die Nase reiben ... Und wissen Sie, was ich dann zu ihm sage? Dann heißt es: Du Gott! Hinweg! Herunter von deinem Thron! Hau ab ...“

So! Nun hat er es erreicht, dass auch ich zornig werde. Ich falle ihm ins Wort: „Gut! Ich werde mitrufen zu diesem Gott: Herunter von deinem Thron! Hau ab!“ Es ist auf einmal ganz still. Er staunt sieht mich der Redner an. Er hat wohl das peinliche Gefühl, er hätte sich irgendwie geirrt. Es ist fast zum Lachen, wie verblüfft alles dreinschaut. Und damit hat sich die Atmosphäre auf einmal geändert, so dass man vernünftig miteinander reden kann:

„Sehen Sie mal, ein Gott, der sich von Ihnen so antrompeten lässt, müsste ja wirklich ein lächerlicher Gott sein. Nein! Den gibt es nun wirklich nicht. Ein Gott, der sich von Ihnen zur Rechenschaft ziehen lässt, - ein

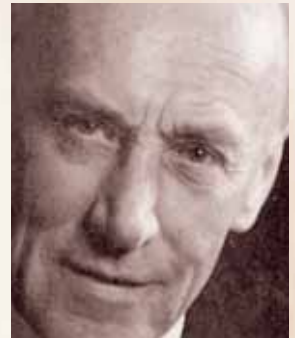
Gott, vor dem Sie als Richter stehen und er ist der Angeklagte - ... ach nein! Solch einen Gott gibt es nur in ganz verwirrten Köpfen. Und da kann ich nur sagen: ‚Hinweg mit diesem Gott! Mit dem muss endlich Schluss gemacht werden!‘“

„Aber - Sie sind doch Pfarrer!“

„Gewiss, das bin ich! Aber darum will ich Ihnen sagen: Es gibt einen anderen, wirklichen Gott. Den ziehen nicht Sie zur Rechenschaft. Sondern der stellt uns vor sein Gericht. Und da wird Ihnen das Wort in der Kehle stecken bleiben! Es gibt keinen Gott, zu dem Sie sagen könnten: ‚Hinweg mit Dir!‘ - Aber es gibt einen heiligen, lebendigen, wirklichen Gott. Und der könnte mal zu Ihnen sagen: ‚Hinweg mit dir! ...‘“

Nun, es ist ein raues und heftiges Gespräch geworden. Ich sehe, dass sie mir zuhören. Und daran erkenne ich, dass es Männer sind, welche die harte Not drückt. Darum kann ich noch ein paar Worte anbringen: „Ich verstehe nicht, dass Sie Ihren Kampf um soziale Gerechtigkeit beschmutzen, indem Sie den Kampf gegen Gott aufnehmen. Ich meine vielmehr, wenn man ‚Gerechtigkeit‘ fordert, dann kann man das eigentlich nur im Namen Gottes tun. Und damit bekommt die ganze Sache für die Fordernenden wie für die Hörenden ein völlig anderes Gewicht.“

Wilhelm Busch





Zwischenmensch

Der „liebe“ Nächste

Die Hölle, das sind die anderen“, schrieb bisig vor gut 60 Jahren der französische Philosoph Jean-Paul Sartre. Auch wenn sich nicht jeder so drastisch äußert, so hat doch jeder schon erfahren müssen, dass andere ihm das Leben vergällen. In der Schule, in der Nachbarschaft, im Beruf und auch in der Gemeinde und in mancher Familie ärgern wir uns über andere, über ihr Aussehen, ihr Reden, ihr Verhalten; sie sind unausstehlich, verletzen uns und fügen uns Unrecht zu. Wie mancher hat schon geseufzt: „Gäbe es den oder die nicht, wie viel angenehmer wäre das Leben!“

Was ist zu tun? Alles ergeben hinnehmen? So nach dem Motto von Konrad Adenauer, dem ersten Bundeskanzler: „Nehmen Sie die Menschen wie sie sind, andere gibt es nicht“? Oder lieber nach der verbreiteten Regel handeln: „Auf einen groben Klotz gehört ein grober Keil“?

Die ganz andere Methode

Wie schwierig es für uns Menschen nach dem Sündenfall geworden ist, miteinander auszukommen, weiß auch Gott. Und deshalb gibt er seinen Kindern in seinem Wort, der Bibel, ganz konkrete Regeln an die Hand, wie sie sich verhalten sollen. Ein besonders wichtiger Abschnitt zu diesem Thema ist z.B. Kolosser 3,12-17.

Diese göttlichen Normen unterscheiden sich jedoch grundlegend von dem in dieser Welt üblichen

Verhalten. Wer sie befolgen will, kann nicht auf seine „Rechte“ pochen, sondern muss den untersten Weg gehen, wie es unser Herr Jesus Christus vorgelebt hat, der „geschmäht, nicht wieder schmähte, leidend, nicht drohte, sondern sich dem übergab, der gerecht richtet“, 1. Petrus 2,23. Schauen wir uns dazu die Aussagen aus dem Kolosserbrief etwas näher an.

„Zieht nun an als Auserwählte Gottes, als Heilige und Geliebte: herzliches Erbarmen, Güte, Demut, Milde, Langmut“ (Kolosser 3,12).

Zunächst erinnert Paulus die Kolosser daran, wer sie durch Gottes Gnade geworden sind: Von Gott ausdrücklich Auserwählte, Heilige und Geliebte. Das ist ein Stand, der allen anderen menschlichen Adel weit übertrifft. Und wer derart von Gott selbst bevorrechtigt ist, braucht anderen gegenüber nicht ängstlich und verbissen sein Ansehen zu verteidigen. Auch ein Adler schert sich wenig um das Gezeter von Spatzen.

Der göttliche Adelsstand soll Christen jedoch nicht dazu verleiten, anderen gegenüber unnahbar oder hochmütig zu sein. Herzliches Erbarmen, Güte, Demut, Milde, Langmut - das soll Kinder Gottes auszeichnen. Denn das sind die Eigenschaften, die unser Herr Jesus Christus als Mensch auf dieser Erde in vollkommener Weise ausgelebt hat, obwohl er als der allmächtige Sohn Gottes ganz anders hätte auftreten können. Auf negatives Verhalten anderer positiv reagieren, das ist wahre menschliche Größe.

„Zieht nun an als Auserwählte Gottes, als Heilige und Geliebte: herzliches Erbarmen, Güte, Demut, Milde Langmut.“

Kolosser 3,12

„Ertragt einander und vergebt euch gegenseitig, wenn einer Klage gegen den anderen hat; wie auch der Herr euch vergeben hat, so auch ihr“ (Kolosser 3,13).

Menschen werden aneinander schuldig, auch Erlöste. Diese müssen aber keinen, der an ihnen schuldig geworden ist, verdammen, sondern können in göttlicher Großmut vergeben. Denn nie kann ein Mensch einem anderen gegenüber so schuldig werden, wie es jeder von uns gegenüber Gott geworden ist - und Gott hat jedem von uns unsere Riesenschuld vergeben! Wie viel mehr Grund haben wir, einander die meist so kleinen Verfehlungen zu verzeihen.

Und wo ein Fehlverhalten in dieser Weise bereinigt wird, ist ein neues ungetrübtes Verhältnis wieder möglich.

„Zu diesem allen aber zieht die Liebe an, die das Band der Vollkommenheit ist“ (Kolosser 3,14). Vom Anziehen der göttlichen Tugenden war schon in Vers 12 die Rede. Als Krönung dieser göttlichen Garderobe, als den alles einhüllenden und schützenden „Mantel“, nennt Paulus nun die Liebe. Damit ist aber kein sentimentales menschliches Gefühl gemeint, sondern die selbstlose göttliche Liebe, die Agape. Denn von uns aus sind wir zur uneigennütigen Zuwendung an andere gar nicht imstande, dazu kann uns nur die von uns selbst erfahrene und uns geschenkte göttliche Liebe befähigen.

liche Klimapflege



„Und der Friede des Christus regiere in euren Herzen, zu dem ihr auch berufen worden seid in einem Leib! Und seid dankbar“ (Kolosser 3,15). Der Friede des Christus ist nicht nur ein Zustand, sondern eine Kraft, die bewegt und verändert. Wer vom Frieden Christi regiert wird, kann auch in kritischen Situationen gelassen reagieren. In Christus geborgen zu sein, gibt Sicherheit und Halt, auch wenn andere einen missverstehen, enttäuschen oder anfeinden. Denn unendlich viel wichtiger als alles Wohlwollen von Menschen ist das ungetrübte Verhältnis zu Gott und seinem Sohn.

Als weiteres Merkmal positiven Verhaltens nennt Paulus die Dankbarkeit. Und er stellt es nicht in unser Belieben, dankbar zu sein, sondern befiehlt es! Wie oft aber missachten wir diese Anweisung, zu unserem eigenen Schaden. Viel eher sind wir geneigt, unzufrieden zu sein und auch über vermeintlich unerträgliche Zeitgenossen zu murren. Dabei haben wir viel mehr Grund zum Danken als zum Murren. Denn wie viele Menschen kennen wir, die uns keine Not bereiten, sondern denen wir viel verdanken. Und auch solche, die uns als eine Last erscheinen, haben ja durchaus auch gute Seiten, für die wir dankbar sein können.

„Das Wort des Christus wohne reichlich in euch; in aller Weisheit lehrt und ermahnt euch gegenseitig! Mit Psalmen, Lobliedern und geistlichen Liedern singt Gott in euren Herzen in Gnade!“ (Kolosser 3,16). Gottgemäßes Verhalten

können wir nur aus dem Wort Gottes lernen. Es immer wieder zu studieren, allein und gemeinsam, bleibt eine lebenslange Aufgabe.

Aus seinem Wort erfahren wir zudem die Größe und die Liebe Gottes. Und das soll zum Lob Gottes führen. Wenn uns dabei die unvergleichliche Größe und Vollkommenheit Gottes, seine Liebe und Gnade vor Augen stehen, verblassen manche Probleme, die wir mit unseren Mitmenschen haben.

„Und alles, was ihr tut, im Wort oder im Werk, alles tut im Namen des Herrn Jesus, und sagt Gott, dem Vater, Dank durch ihn!“ (Kolosser 3,17). Mit diesem radikal hohen Anspruch beschließt Paulus diesen Abschnitt über die christlichen Lebensregeln. Alles Reden und Tun, jedes Wort, das wir sagen, wie wir die Stunden des Tages (und der Nacht) zubringen, alles soll dem Willen unseres Herrn entsprechen. Das scheint uns ein unerfüllbarer Anspruch zu sein. Doch je mehr wir uns mit dem Herrn befassen, je mehr wir nach seinem Willen fragen, umso mehr werden seine Art und seine Gesinnung auch unser Verhalten prägen. Er wird uns immer wichtiger werden, auch damit wir es immer besser lernen, die Menschen um uns her mit seinen Augen zu sehen und ihnen entsprechend zu begegnen.

Die ewige himmlische Harmonie steht noch aus! Eine schmerzliche Erkenntnis bleibt dennoch: Auch durch noch so geistliches Verhalten lassen sich nicht alle

„Und alles, was ihr tut, im Wort oder im Werk, alles tut im Namen des Herrn Jesus, und sagt Gott, dem Vater, Dank durch ihn!“

Kolosser 3,17

zwischenmenschlichen Probleme lösen. Unser Herr war der vollkommenste Mensch auf dieser Erde, doch auch er wurde missverstanden, ausgenutzt, verhöhnt und gehasst. Diese Welt ist immer noch der Herrschaftsbereich des Teufels, wo er sein Unwesen treibt und Menschen unter seinem zerstörerischen Einfluss versklavt hält. Doch gerade in einer solchen verderbten dunklen Welt haben Erlöste den Auftrag, durch selbstloses göttliches Verhalten ein lebendiges Zeugnis des neuen Lebens aus Gott zu sein. Und von solch einem Verhalten haben sie selbst den größten Nutzen, nicht nur in dieser Zeit, sondern bis in alle Ewigkeit.

Otto Willenbrecht **:P**

Warum redet keiner

Nicht immer sind die anderen schuld

Christoph hat ein Problem. Das weiß er nur nicht, zumindest nicht konkret. Die Leute gehen ihm aus dem Weg. Das ist gar nicht so offensichtlich. Einen Schwatz mit den Nachbarn auf der Straße oder mit den Kollegen in der Firma während der Mittagspause - das ist kein Thema. Auch in der Gemeinde sind die meisten Leute freundlich zu ihm. Aber viel mehr als „Guten Tag“ und „Wie geht's?“ wird nicht geredet. In den Hauskreis geht er auf Drängen seiner Frau mit, aber richtig wohl fühlt er sich dort nicht. Da wird so viel persönlich miteinander geredet.

Seine Frau hingegen hat viele Kontakte, fühlt sich unter Menschen pudelwohl und ohne den wöchentlichen Hauskreis, wo man sich intensiv austauschen und beten kann, läuft bei ihr gar nichts. Anfangs war Christoph auch engagiert dabei. Wenn es um theologische Fragestellungen ging, war er bei der Diskussionsrunde ganz vorn mit dabei. Da sind auch mal „die Fetzen geflogen“. Jetzt hat er den Eindruck, dass brisante Themen eher gemieden werden, wenn er dabei ist.

Nur nicht zu nahe kommen

Welches Problem hat Christoph? Keiner will mit ihm wirklich etwas zu tun haben. Oder umgedreht: er will in Ruhe gelassen werden und muss aufpassen, dass ihm ja niemand zu nahe kommt. Und - er wird in Ruhe gelassen, garantiert, denn eine Begegnung mit ihm gleicht dem Betreten eines Minenfeldes. - Man weiß nie, wie er reagieren wird.

Wir alle haben uns mit solchen „Minenfeldern“ ausgestattet, der eine mehr, der andere weniger, denn jeder Mensch hat das Bedürfnis, sich zu schützen. Schutz vor verbalen Angriffen, dass jemand in mein Herz ungefragt

Christoph ist sehr einsam, denn in seinem Panzer ist nur Platz für ihn.

vordringt und wunde Punkte entdeckt, mich kritisiert, mein Vertrauen missbraucht usw.

Christoph ist jemand, der besonders viel „aufgerüstet“ hat. Und das merken seine Mitmenschen. Auch ohne Worte. Da ist sein abweisender, oder auch angriffslustiger Blick, seine kämpferische Gestik, sobald jemand eine kritische Bemerkung macht. Sein ganzer Körper ist in Verteidigungsposition. Ausreden lassen kann er sein Gegenüber nicht, zuhören käme einer Niederlage gleich. Angriff ist die beste Verteidigung. Darum bekommt sein Gesprächspartner ungefragt sämtliche Kritikpunkte und Vorwürfe an den Kopf geknallt, bis er es hoffentlich einsieht, dass er „verloren“ hat. Wenn das ein paar Mal passiert ist, wird der andere wohl merken, dass er sich nicht runtermachen lässt. Und das merkt dieser dann auch - er zieht sich zurück und lässt ihn in Ruhe. Wer geht schon freiwillig auf ein Minenfeld? Oder da ist dieser gereizte Unterton, der Sarkasmus: „Natürlich könnt ihr die Stühle in der Gemeinde demnächst anders stellen.“ Und denkt: Ihr werdet schon sehen, was ihr davon habt.

Es gibt aber auch andere Aussagen, die nicht so explosiv sind, aber genau das gleiche bezwecken: „Jeder macht doch Fehler.“ (Verallgemeinerung), „Das wäre dir an meiner Stelle auch passiert“ (den anderen auf seine Seite ziehen wollen) oder vom Gesprächsthema ablenken. Aber auch „Unterwürfigkeitsgesten“, sind raffinierte Mittel, sich schwierigen Themen oder Kritik nicht stellen zu müssen. „Habe doch Verständnis mit mir, ich kann auch nicht aus meiner Haut heraus.“ „Sei doch nicht so streng.“

Warum fällt Offenheit so schwer?

Wieso fällt es uns so schwer, offen zu sein? Offen sein heißt, sich dem anderen stellen, bereit zu sein, etwas zu hören, was eventuell nicht meinem Ego schmeichelt. Haben wir Angst, der andere könnte entdecken, wie ich wirklich bin? Angst zu versagen, einen Fehler gemacht zu haben, doch nicht ein so guter Christ zu sein, wie ich es vorgebe? Oder ist es die Angst vor einer Auseinandersetzung?

Christoph hat sich eine Schildkrötenmentalität zugelegt. Schildkröten schleppen ihren Panzer immer mit sich herum, und wenn es brenzlig wird, ziehen sie sich in diesen zurück. Für diese Tiere ist der Panzer überlebenswichtig. Ohne ihn wären sie schutz- und wehrlos.

Christoph hat sich diesen Panzer zugelegt, weil er im Laufe seines Lebens negative Erfahrungen gemacht hat. Er ist misstrauisch geworden. Er hat gemerkt, dass er nicht jedem trauen kann, und hat daraus seine Konsequenzen gezogen. Aber er hat dafür auch einen hohen Preis bezahlt - er ist sehr einsam, denn in seinem Panzer ist nur Platz für ihn. Eigentlich wäre das Leben ohne seine Schutzvorrichtung leichter und schöner, aber dann wäre er wehrlos. Oder gibt es einen anderen Weg? Was muss bei Christoph passieren, dass er seinen Panzer ablegt?

Wer stark ist, muss sich nicht schützen

Wer stark ist, muss sich nicht schützen. Er hat keine „natürlichen Feinde“ und muss keine



offen mit mir?



Angst vor anderen haben. Aber wie schafft es Christoph, so stark zu werden, dass er keinen Panzer mehr braucht und eine Begegnung mit ihm nicht riskant ist?

1. Sich seiner selbst bewusst werden

Wer sich selber gut kennt, der kann mit sich und anderen angemessen umgehen. Es braucht Mut, sich den Spiegel vorzuhalten und genau hinzuschauen. Wer bin ich eigentlich und wo träume ich nur davon, wie ich sein möchte? Sich bewusst zu machen, wo die eigenen Grenzen sind, ist enorm wichtig, denn nur dann merkt man, wenn andere diese Grenzen überschreiten. Dazu gehören Nähe und Distanz auf räumlicher und emotionaler Ebene. Wie viel Nähe kann ich zulassen, ohne dass es mir zu dicht wird? Begabungen und Kompetenzen in bestimmten Bereichen zählen genauso dazu wie meine Vorlieben und Abneigungen, meine Sicht der Dinge im Allgemeinen (Weltbild), meine Prägung, die ich von Hause aus mitbringe usw. Nur wer sich kennt und mit sich im Reinen ist, kann sich anderen öffnen, denn er hat nichts zu verbergen.

2. Richtig kommunizieren

Was bei mir ankommt, muss so vom anderen nicht gesagt und gemeint sein. Viele zwischenmenschliche Schwierigkeiten entstehen nur, weil die Kommunikation nicht funktioniert. Was für den einen eine übliche Redewendung ist, kann auf den anderen beleidigend oder verletzend wirken. Die Aussage: „Du hast dir wirklich Mühe gegeben.“ kann eine große Anerkennung sein, kann aber auch ein gut gemeinter Hinweis sein, dass trotz großem Einsatz etwas nicht gelungen ist. Da ist es wichtig nachzufragen und von sich aus zu sagen, wie es bei mir angekommen ist. Außerdem findet Kommunikation nicht nur verbal statt, vieles drückt der Körper durch Mimik, Gestik und Haltung aus, was unausgesprochen bleibt. Wer seinen Gast mit einem „Herzlich Willkommen“ begrüßt, dabei aber gar keinen Blickkontakt aufnimmt, sich ihm auch in seiner Haltung nicht zuwendet, braucht sich nicht wundern, wenn sein Gast verunsichert ist, ob er wirklich willkommen ist. Wichtig ist, dass ich nur das sage, was ich auch meine, denn meine Körpersprache ist immer ehrlich.

3. Kritische Anfragen prüfen, ob sie berechtigt sind, und nicht als Kritik an der eigenen Person verstehen

So, wie viele Menschen es nicht verstehen, Kritik konstruktiv zu verpacken, so gibt es auf der anderen Seite auch viele, die mit Kritik nicht umgehen können. Darum wollen sie diese, wie bei Christoph, gar nicht hören. Wer es schafft, sie anzuhören, kann für sich immer noch abwägen, ob er sie als berechtigt sieht oder nicht. Zuhören heißt nicht, klein begeben, sondern den anderen ernst nehmen.

Ein anderer Grund, warum viele

Nur wer sich kennt, und mit sich im Reinen ist, kann sich anderen öffnen, denn er hat nichts zu verbergen.

mit Kritik nicht umgehen können, ist, dass sie sich selbst als Person in Frage gestellt sehen. In den meisten Fällen ist jedoch nur das Verhalten gemeint. Das macht den Umgang mit Kritik leichter. Leider wird Kritik oft so formuliert, dass es direkt an die Person gerichtet ist. „Du bist furchtbar!“ ist nicht nur in der Formulierung anders als „Ich habe mit deiner Reaktion Schwierigkeiten“. Dieser erste Satz entwertet auch die Person, während letzterer auf das Verhalten abzielt.

4. Als Partner in Beziehung treten und nicht als Konkurrent oder Feind

Das Leben ist kein Wettkampf – wir verhalten uns aber trotzdem oft so. Ständiges Vergleichen führt in der Regel dazu, dass der andere besser oder schlechter ist als ich. Begegnungen, die nicht auf gleicher Ebene stattfinden bergen an sich schon ein Konfliktpotential. Kritik wird dadurch als Waffe verstanden und dementsprechend reagiert. Als Partner jedoch habe ich nichts zu befürchten und muss mich nicht wehren.

Nancy Flechsig **:P**

Benimm dich!

Zwei Uhr morgens, an der ersten Zahlstelle auf der französischen Autobahn Richtung Paris: „Guten Morgen, 12 Euro 40 bitte. Danke schön, auf Wiedersehen und gute Reise.“ Das ist es: ich bin wieder zu Hause. Wie der Angestellte der Zahlstelle, so sagt auch die Kassiererin im Supermarkt „Guten Tag“ und „Auf Wiedersehen“. Man wird mir sogar helfen, meine Einkäufe einzupacken. Der Kunde, der vor mir den Laden verlässt, wird mir die Tür aufhalten, und der, der reinkommt, wird mir den Vortritt lassen.



Folgende Anekdote ist meiner Schwester tatsächlich passiert, als sie uns mit ihrer Familie in Deutschland besuchen wollte. Nach dem Tanken auf einem deutschen Rastplatz hatten sie ihren Wagen schnell auf den nächsten freien Parkplatz gestellt, um den Platz an der Tanksäule für den folgenden Wagen freizumachen. Danach wollte sie zahlen. So macht man das in Frankreich eben, aus Höflichkeit und Rücksicht. Plötzlich brüllte der Tankstellenbesitzer hinter ihr her, weil der dachte, sie wollte sich ohne zu bezahlen aus dem Staub machen. Meine Schwester war mehr als irritiert, sie wollte doch

nur höflich sein. Aber nicht immer wird Höflichkeit als solche verstanden ...

Höflichkeit ist das Öl im Getriebe der Gesellschaft. Eben alles, was das Leben einfacher und angenehmer macht. Etwas, was die Franzosen so schön „Savoir-vivre“ nennen - das „Zu-leben-Wissen“, die feine Lebensart oder Lebensklugheit.

Vor kurzem hörte ich in einer Fernsehserie folgende Aussage, die mich zum Schmunzeln brachte: „Höflichkeit ist wie ein Luftkissen. Es ist zwar nichts drin, aber es macht das Leben weniger hart.“ Darum geht es: das Leben

„Höflichkeit ist wie ein Luftkissen. Es ist zwar nichts drin, aber es macht das Leben weniger hart.“

angenehmer - weniger hart - zu machen.

Es gibt Unterschiede zwischen der französischen und deutschen Kultur. Aber letztlich bleiben sie minimal. Die Grundlage bleibt dieselbe. Und auf beiden Seiten der Grenze sagen die Mütter zu ihren Kindern, bevor sie sie in die weite Welt entlassen: „Und benimm dich!“

Alle Völker teilen eine gewisse Anzahl von Konventionen, die das Verhalten im gesellschaftlichen Leben regeln. Diese Regeln definieren, was in bestimmten Situationen erwartet, erlaubt oder verboten ist. Sie regeln die Verhaltenspflichten zwischen den

Von Höflichkeit und anderen Nebensächlichkeiten

sozialen Rangordnungen, den unterschiedlichen Altersgruppen und den Geschlechtern. So vereinfachen sie die Beziehungen zwischen Individuen. Anders gesagt: Sie helfen, eine soziale Harmonie zu schaffen.

Dass diese Verhaltensregeln sich mit den Kulturen, Epochen und Gesellschaftstypen ändern, ist selbstverständlich. Aber doch gibt es eine Universalität, die die Notwendigkeit dieser Umgangsformen beweist. Alle Missionare, die in anderen Ländern und Kulturen arbeiten, wissen, wie wichtig es ist, diese Konventionen zu kennen und zu respektieren. Sonst schockiert und verletzt man die Menschen, die man mit dem Evangelium erreichen will. Wer hier nicht sensibel ist, verschließt sich selber viele Türen.

Man wird ein Gespräch in Afrika oder Asien nicht genauso anfangen wie in Europa. Und die Vorrede wird umso ausführlicher ausfallen, wie das Thema sensibel oder der Gesprächspartner älter oder höherstehend ist. Etwas, was man in Deutschland häufig abfällig als „um den heißen Brei herumreden“ bezeichnet, was aber durchaus seine Bedeutung hat, Respekt zum Ausdruck bringt.

Und selbst innerhalb von Europa gibt es Unterschiede, die man in Betracht ziehen soll. Nur zum Schmunzeln: man wird eine Deutsche oder Holländerin beleidigen, wenn man ihren Geburtstag vergisst. Jedoch wird man eine Französin damit in Verlegenheit bringen, wenn man sie daran erinnert, dass sie schon wieder ein Jahr älter geworden ist. So war es zumindest früher. In einer traditionell katholisch geprägten Bevöl-

kerung feiert man stattdessen eher den Namenstag.

Die Etikette ändert sich mit der Zeit. Dass heutzutage kein Mann mehr den Hut vor einer Dame zieht, ist selbstverständlich. Denn wer trägt heute noch Hüte. Aber auch andere Faktoren haben eine Rolle gespielt im Veränderungsprozess der Beziehungen zwischen Mann und Frau. Die Generation nach 1968 hat die meisten Etiketten als Heuchelei verworfen. Die feministische Bewegung hat stark gegen das gekämpft, was man früher „Galanterie“ nannte. Das zuvorkommende Verhalten gegenüber dem weiblichen Geschlecht ist fast völlig verschwunden, denn das betonte ja nur die Zerbrechlichkeit des „schwachen Geschlechts“. Von diesem vermeintlich unnötigen Joch wollte man sich befreien. Aber ist das Zusammenleben nach diesen „Befreiungen“ wirklich angenehmer geworden?

In welchem Maße betrifft uns dieses Thema als Christen? Diese Verhaltenscodes spielen auch im Gemeindeleben eine Rolle. Auch in unseren Gemeinden haben sich die Umgangsformen verändert. Man sagt nicht mehr „Tante Elfriede“ zu der Sonntagsschullehrerin, sondern spricht sie direkt mit Vornamen an. Sich zu duzen ist bei uns mittlerweile genauso selbstverständlich wie bei IKEA.

Eine Veränderung, die durchaus positive Seiten hat, weil vieles lockerer und natürlicher geworden ist. Aber was ist mit den elementaren grundsätzlichen Höflichkeitsregeln? Z.B. „Guten Tag“ und „Auf Wiedersehen“ mit einem Lächeln zu sagen? Heute lernt man nicht mehr, wie man ein Gespräch beginnt. Früher konnte eine Gastgeberin durch

Konversation ihren unterschiedlichen Gäste helfen, sich wohlzufühlen.

Wie viele Gemeindefremde, die sich getraut haben, einen Gottesdienst zu besuchen, sind gegangen, ohne dass jemand mit ihnen gesprochen hat. Und meistens ist das kein böser Wille oder Arroganz, sondern einfach nur Schüchternheit und die Unfähigkeit, ein Gespräch zu beginnen. Während früher die Etikette für eine Sicherheit im Umgang miteinander sorgte, führt die vermeintlich lockere Umgangsart heute dann doch häufig nur zu Einsamkeit und Isolation. Man weiß sich nicht mehr zu begegnen.

Auch außerhalb der Gemeinde. Wer steht noch in einem vollbesetzten Bus auf, um seinen Platz einer älteren Person, einer Schwangeren oder jemand, der mit Paketen und Tüten beladen ist, anzubieten? In unserer Zeit ist das gesellschaftliche Klima immer mehr von Kälte geprägt. Es ist normal geworden, seinen Nachbarn niederzumachen und seine eigenen Interessen durchzusetzen. Doch diese Situation ist eine ausgezeichnete Möglichkeit für uns Christen, ohne große Rede ein Zeuge Jesu zu sein. Nicht weil wir eine bestimmte sinnlose Etikette respektieren. Doch wenn wir dem anderen mit Respekt und Höflichkeit begegnen, bringen wir damit zum Ausdruck: Du bist für mich wichtig. Ich achte dich. Und solches Benehmen spricht oft lauter als viele Worte.

Annie Kaemper **P**



**Höflichkeit
ist das Öl
im Getriebe
der Gesell-
schaft.**

Als Putzfrau im

Das Gleichnis vom liebenden Vater

Sie hatte oft damit gedroht, aber keiner hatte wirklich geglaubt, dass sie es durchziehen würde. Der Streit ging um eine Kleinigkeit. Am Ende brüllte sie: „Ich hasse eure Spießigkeit. Ihr widert mich so was von an! Ich hau ab und ihr werdet mich nie wieder sehen! NIE!!! Auf euch kann ich verzichten!“ WAMM! Die Tür ächzte. Am nächsten Tag fehlte sie in der Schule. Sie trampelte nach Berlin, wo sie fürs Erste bei einer Freundin unterkam. Sie liebte Berlin: Shoppen, Partys, Kerle, Alk. Geld war kein Problem, zum letzten Geburtstag hatten die Eltern ihr ein gut gefülltes Sparbuch übergeben.

Sechs Jahre später, es war an ihrem 22. Geburtstag.

Sie saß in der kalten Wohnung auf einer süffigen Matratze, drehte sich was zum Rauchen, stieß mit dem Fuß eine leere Bierdose zur Seite und registrierte plötzlich, dass sie die Ausfahrt verpasst hatte. Je mehr Alkohol sie kaufte, desto weniger Essen hatte sie. Und mit dem Geld waren auch die Freunde verschwunden. Zuerst hatte sie als Kellnerin gejobbt, aber angeblich war sie zu unzuverlässig. Bei ihrem letzten Job als Kloputze durfte sie nicht mal das Trinkgeld behalten. Sehnsüchtig dachte sie an ihr kuscheliges Teenagerzimmer zu Hause. Vielleicht würden die Eltern ihr noch eine Chance geben? Sicher konnte sie nicht verlangen, als Tochter aufgenommen zu werden. Aber sie könnte als Putzfrau im Familienbetrieb arbeiten.

Sie kratzte allen Mut und das restliche Kleingeld zusammen und telefonierte nach Hause.

Es ging nur der Anrufbeantworter ran: „Hallo, ich bin's,

Anna. Mir geht's voll mies. Ich bin selbst schuld, ich weiß. Es tut mir alles so leid, was passiert ist. Bitte, kann ich zurückkommen? Nicht als eure Tochter, das hab' ich mir wohl verbaut. Aber Vati, kann ich vielleicht als Putzfrau im Betrieb arbeiten? Hängt bitte einen Zettel an die Haustür und schreibt JA drauf, wenn ihr mir noch eine Chance gebt. Wenn NEIN draufsteht, werde ich einfach weitergehen und euch nie wieder belästigen.“ Zwei Tage später stand sie vor der Haustür. Auf einem weißen A4-Blatt prangte mit Edding fett geschrieben ein lautes NEIN.

Halt, das ist das falsche Ende!

Der verlorene Sohn in der Geschichte aus der Bibel (Lukas 15, 11-32) wird doch mit einem Fest begrüßt. Ist es wirklich der falsche Schluss? Ist das nicht die Realität?! Warum sollten die Eltern Anna wieder aufnehmen? Sie hat ihre Familie verlassen. Keine Kleinigkeit! Wenn meine beste Freundin mich enttäuscht, zum Beispiel ein Geheimnis von mir überall erzählt, und dann mit einem lapidaren „Tut mir leid“ ankommt, falle ich ihr bestimmt nicht sofort um den Hals. Sicher fiel es Anna nicht leicht, zu Hause anzurufen. Aber war es nicht nur die Hoffnung auf ein warmes Zimmer, die sie motiviert hat? Wer weiß das schon. Wer weiß schon wirklich, was den verlorenen Sohn im Gleichnis dazu gebracht hat, zurück nach Hause zu gehen. War es echte Reue oder einfach die nackte Angst vorm Verhungern?

Ich könnte eine lange Abhandlung über den verlorenen Sohn und die Parallelen zu unserem Leben schreiben. Über die Unzufriedenheit mit dem Alltäglichen, den verlockenden Ruf der Spaß-

gesellschaft, über das Zerstörerische eines Lebens ohne Gott, die Notwendigkeit umzukehren und nicht zuletzt über den Neid des älteren Bruders. Aber das werde ich nicht. Ich möchte dich zu einem Wechsel der Perspektive einladen. Weg vom Sohn, hin zum Vater. Vor dem „verlorenen Sohn“ stehen in Lukas 15 die Gleichnisse vom verlorenen Schaf und vom verlorenen Groschen. In beiden Gleichnissen legt Jesus den Schwerpunkt nicht auf die Verlorenheit des Verlorenen, sondern auf die sprudelnde Freude des Finders. Nennen wir sie „Das Gleichnis vom glücklichen Hirten“ und „... von der fröhlichen Frau“. Genauso ist das Gleichnis vom verlorenen Sohn die leidenschaftliche Beschreibung eines liebenden Vaters, die alle Erfahrungen über den Haufen wirft. Wir reden in der Regel über den Sohn, der steht uns wohl näher. Der Kreislauf aus Schuld und Umkehr und dem Versuch der Wiedergutmachung ist uns vertrauter, als dieses Feuerwerk der Gnade, mit dem der Sohn empfangen wird - im Gleichnis vom liebenden Vater.

Vor kurzem habe ich afghanische Freunde besucht. Da ist mir sehr deutlich geworden, was das Wort Familienbande bedeuten kann. Der Vater hat als oberste Instanz das Sagen in der Familie, danach kommt der älteste Sohn. Der Jüngere wird nicht mal darüber nachdenken, etwas zu unternehmen, das dem Willen der Eltern widerspricht. Nun, der verlorene Sohn entscheidet sich nicht nur gegen den Willen seines Vaters - indem er sich das Erbe auszahlen lässt, erklärt er ihn für tot! Stell dir das vor, du behandelst deine Eltern, als wären sie schon gestorben: sie existieren nicht mehr, was ihnen gehörte, ist



Nur wer frei ist, nein zu sagen, kann auch von ganzem Herzen ja sagen.

Familienbetrieb



jetzt dein, sie können dir nicht mehr reinreden und du musst nicht mehr fragen. Wie würdest du dich fühlen, wenn du der Vater wärest?

Der Vater kann entscheiden. Zahlt er das Erbe nicht aus, bleibt sein Sohn wahrscheinlich bei ihm. Er wächst so auf, wie es der Vater für gut hält. Er könnte ihn vor Alkohol, Drogen, Spielschulden, AIDS oder Alimenteforderungen, Arbeitslosigkeit usw. beschützen. Der Junge hätte ein tolles Leben. Aber er wäre nicht frei. Als der Vater ihm das Erbe auszahlt, gibt er ihm die Freiheit dazu. Denn er weiß: sein Sohn braucht die Freiheit, sich gegen ihn entscheiden zu können. Erst dann kann er sich auch für ihn entscheiden. Nur wer frei ist, nein zu sagen, kann auch von ganzem Herzen ja sagen. So ist der Vater, so ist Gott. Er möchte reife Persönlichkeiten, Menschen, die frei sind. Er respektiert das Recht des Menschen, ihn abzulehnen - bis zur Kreuzigung. Gott möchte freiwillig von dir gewählt werden. Er sehnt sich mit jeder Faser seines Herzens nach dir. Er will mit dir reden, mit dir feiern, dich schützen, dich bei Entscheidungen beraten, dein ganzes Leben segnen. Aber er wird das nur machen, wenn du ihm die Erlaubnis dazu gibst.

So beschreibt Jesus den Vater: er lässt seinen Sohn ziehen und gibt ihm die Freiheit. Doch dann spricht Jesus weiter von der Sehnsucht, von dem gequälten Herzen dieses Vaters, der Tag und Nacht am Fenster steht und hofft und wartet. Sein Sohn bedeutet ihm alles. Er hat ihn nicht für tot erklärt, im Gegenteil, er hofft von ganzem Herzen, dass er noch lebt. Eines Tages sieht er einen winzigen Punkt am Horizont. Aufgeregt holt er den Feldstecher und tatsächlich: es ist sein Kind!!! Er vergisst das Rheuma, springt die

Treppe nach unten und rennt seinem Sohn entgegen. Ein Missionar hat das Gleichnis vom verlorenen Sohn Arabern im Nahen Osten erzählt und fragte, was ihnen an der Geschichte auffiele. Ihre erste Antwort war: dass der Vater rennt. Oh nein, wie daneben! Ein älterer Mann schreift würdig, er rennt niemals. Vor allem lässt er sich nicht derartig von seinen Gefühlen überwältigen. Erst recht nicht gegenüber seinem Sohn, der ihm ja unterstellt ist. Und zuallerletzt gegenüber dem Sohn, der ihn für tot erklärt hat. Der Vater, den Jesus seinen Landsleuten beschrieb, brach alle Regeln, die sie kannten. Und er bricht auch heute alle Regeln, die unsere Welt bestimmen.

Am meisten begeistert mich an diesem Vater die Bedingungslosigkeit seiner Gnade. Die normale Reaktion wäre, einen Knecht vorzuschicken und vorsichtig ranzuhorchen, wie ernst es dem Sohn ist. Bereut er wirklich oder ist es die Verzweiflung und die Hoffnung auf Hilfe, die ihn nach Hause treiben? Nein, der Vater fragt nicht lange, er lässt keine Probezeit verstreichen, verlangt auch keine Wiedergutmachung. Er hatte schon beschlossen seinem Sohn zu vergeben, bevor der überhaupt daran dachte zurückzukommen. Gottes Wunsch und Bereitschaft, dir zu vergeben, existiert unabhängig von deiner Reue. Du kannst und musst nicht beweisen, dass du es wert bist, dass er dir vergibt. Denn wert bist du's nicht, aber bedürftig!

Würde Jesus die Geschichte von Anna erzählen, hätte sie vielleicht folgendes Ende: Zwei Tage später lief Anna langsam die Hauptstraße entlang. Sie bog um die letzte Ecke und blieb überwältigt stehen.

Tränen traten ihr in die Augen. Das Haus sah aus wie ein Kunstwerk des amerikanischen Künstlers Christo: es war vollständig in weiße Stoffbahnen gehüllt und auf der Giebelseite prangte ein überdimensionales glückliches JA.

Betty Kögel **:P**

Er hatte schon beschlossen seinem Sohn zu vergeben, bevor der überhaupt daran dachte zurückzukommen.



Große Auseinander Trennungen in der

Einleitung:

Parteiungen: Zersplitterung, aber auch Bewährung

Ist es nicht bedauerlich, dass die Christen so zersplittert sind! Könnten ihr Zeugnis und ihr Einfluss in unserer Gesellschaft nicht mit geballter Kraft viel wirksamer sein? Diese Frage ist vom strategisch-politischen Standpunkt sehr berechtigt. Allerdings zeigt das Neue Testament eine andere Richtung auf. Als der Herr Jesus betete, dass die an ihn Glaubenden alle eins seien sollten (Johannes 17,11.21.22), richtete er diese Bitte an den Vater, der eine solche Einheit des Geistes bewirken möge, wie sie zwischen ihm und dem Sohn besteht. Von vereinter Schlagkraft in dieser Welt ist nicht die Rede. Nicht Wirkung und Herrschaft hat der Herr den Seinen verheißen, sondern Kampf und Verfolgung (Johannes 15,20). Auch wenn es immer wieder Zeiten gab und gibt, wo die öffentliche Anerkennung positiv ist (Gunst beim Volk - Apostelgeschichte 2,47). Die vielen Auseinandersetzungen und Trennungen in der Kirchengeschichte haben verhindert, dass die Christen zu mächtig und überheblich wurden, wenn es auch eine Zeit gab, in der die römische Kirche die Herrschaft der Welt forderte: Innozenz III (1198-1216) schrieb damals: „Der Herr hat dem heiligen Petrus nicht allein die Leitung der ganzen Kirche, sondern auch des ganzen Weltalls übergeben.“

Die Begriffe ‚Christ‘ und ‚Kirche‘ wurden meist unter dem Gesichtspunkt der formalen Zugehörigkeit zu einer religiösen Organisation gesehen. Erst inhaltliche Diskussionen über wahres Christentum in Lehre und Leben können zeigen, wer wirklich auf der Seite des gekreuzigten Christus steht und wer sich nur formal



hinzugesellt. Deshalb weist der Apostel Paulus auf die läuternde Funktion von Spannungen hin, wenn er sie auch als Energie vergeudende und schädliche Streitereien unter wahren Gläubigen verurteilt. Denn es müssen auch Parteiungen unter euch sein, damit die Bewährten unter euch offenbar werden (1. Korinther 11,19).

1. Auseinandersetzung zwischen Christen und Juden

Die ersten Christen hatte eine vollständig neue Ausrichtung in ihrem Leben gewonnen. Sie unterschieden sich grundsätzlich von ihrer Umgebung und mussten darauf achten, nicht von dem alten Leben und Denken zurückerobert zu werden. Sie gehörten nun ihrem Erlöser und Herrn, Jesus Christus. Ausgerichtet waren sie auf ein Bürgertum im Himmel. Von dort erwarteten sie den wiederkommenden Herrn. Im Leben auf dieser Erde sollten sie sich durch den Heiligen Geist leiten lassen.

1.1. Jüdische Religion und christlicher Glaube

Schon allein die Tatsache, dass das Heil aus den Juden kommt (Johannes 4,22), zeigt die überragende Bedeutung der jüdischen Religion. Jesus Christus hat als einer von ihnen und unter ihnen gelebt und gelitten. Nur von Juden kam das Zeugnis: Er ist aufgestanden! Die ersten Christen waren alle Juden. Sie bildeten die erste Gemeinde und setzten in ihrem

Glauben und ihrem Verhalten Maßstäbe für die Zukunft.

1.1.1. Gemeinsame Wurzeln

Vieles haben Juden und Christen gemeinsam. Die Offenbarung Gottes im Alten Testament über Schöpfung, Sündenfall und Notwendigkeit der Vergebung sowie Gottes Heilshandeln in Vorbereitung der Erlösung und die Vollendung in der Zukunft sind beider Gut. Der eine Gott, der sich in seinem Wort mitteilt, den Retter der Welt, den Messias, sendet und der alles für ein zukünftiges Reich und für die Ewigkeit vorbereitet, das ist der Gott, an den Juden und Christen gemeinsam glauben.

1.1.2. Neue Grundlagen

Der entscheidende Punkt ist, dass die Juden ihren Messias, den Gott verheißen hatte, nicht erkannten. Die zu Jerusalem wohnen und ihre Obersten haben, da sie diesen nicht erkannten, auch die Stimmen der Propheten

setzungen und Kirchengeschichte

erfüllt, die jeden Sabbat gelesen werden, indem sie über ihn Gericht hielten. Und obschon sie keine todeswürdige Schuld fanden, baten sie den Pilatus, dass er umgebracht werde. Und nachdem sie alles vollendet hatten, was über ihn geschrieben ist, nahmen sie ihn vom Holz herab und legten ihn in eine Gruft. Gott aber hat ihn aus den Toten auferweckt (Apostelgeschichte 13,27-30). Doch in Christus, dem Sohn Gottes, liegt das Heil der Welt, und in ihm erfüllen sich alle Verheißungen Gottes. Auf einen anderen braucht die Menschheit nicht mehr zu warten (Matthäus 11,3).

1.2. Historischer Gegensatz

Die endgültige Trennung von Juden und Christen hat zunächst einen historisch-politischen Hintergrund. Für die Juden bildeten Religion und Politik eine Einheit, was manche Reaktionen der Juden erklärt.

1.2.1. Juden im römischen Reich

Die Römer waren gegenüber fremden Religionen tolerant. Ihr Aberglauben hinderte sie nämlich daran, neue Götter zu bekämpfen. Deswegen gab es in Rom mit der Vergrößerung des Imperiums eine zunehmende Menge von Götterstatuen. Eine verhängnisvolle Entwicklung setzte ein, als der Kaiser Augustus beschloss, sich selbst wie ein Gott verehren zu lassen. Im Jahr 29 vor Christus ließ er in Pergamon für sich, den göttlichen Augustus (divus Augustus), einen Tempel bauen. Schon vorher war Rom die Göttin Dea Roma geworden! Die Stadt Smyrna hatte als erste die Ehre (115 v.Chr.), einen Altar für Rom aufzustellen. Einmal im Jahr (so in Smyrna, z.B. in Pergamon auch mehrfach) verlangte der Staat von seinen Bürgern ein Opfer für ihre römischen Götter (Kaiserweihrauch). Nur die Juden waren von

dieser Vorschrift ausgenommen. Ihre Religion war mit ihren Eigenarten anerkannt (religio licita), denn dieses Volk galt als hartnäckig und aufsässig. Es lehnte sich immer wieder gegen Rom auf, worauf der Kaiser mit brutaler Waffengewalt antwortete. Die entscheidende Schlacht der jüdischen Geschichte nach dem Exil war im Jahr 70 um Jerusalem. Die Grausamkeiten und Gräueltaten sind nicht zu beschreiben. Der Tempel wurde zerstört, die Juden vertrieben. Der Hohe Rat, das Synedrium, zog nach Jamnia, (20 km südlich von Tel Aviv), wo dann der Pharisäer Rabbi Aqiba die wichtigste Führungspersönlichkeit wurde. Von 70 -132 n.Chr. blieben sie dort. Langsam waren inzwischen einige Juden wieder nach Jerusalem zurückgekehrt, und neuer Widerstand gegen Rom formierte sich. Bar Kochba (Sohn des Sternes) gab sich als Messias aus und wurde von Rabbi Aqiba als der Stern bezeichnet, der nach Bileams Ankündigung (4. Mose 24,17) kommen sollte. Kaiser Hadrian zerschlug den Aufstand und nahm alle befestigten Stellungen ein. Jetzt war die Geduld der Römer zu Ende. Bei Todesstrafe war es den Juden verboten, Jerusalem zu betreten. Die Stadt bekam den römischen Namen Aelia Capitolina und erhielt auf dem Tempelberg ein Heiligtum für Jupiter. Das Synedrium wich damals nach Osten, nach Babylon aus.

1.2.2. Christen im römischen Reich

Zunächst profitierten die Christen davon, dass sie als Sonderform des Judentums als erlaubt galten. Im Laufe der Zeit wurden die Unterschiede auch den Römern bekannt, so dass die Christen ihr Privileg verloren und von ihnen nun der Kaiserkult gefordert wurde wie bei allen anderen. Man klagte sie, wenn sie sich weigerten, der Majestätsbeleidigung und des Verbrechens gegen die römische Religion an. Ihre schnelle Ausbreitung wurde zudem als Bedrohung empfunden, denn sie galten als gottlos, vaterlandslos und sittenlos. Gottlos waren sie nach römischer Auffassung, weil sie alle anderen Götter verwarfen, keine Götterbilder verehrten, keinen sichtbaren Gott und auch keinen Tempel hatten. Jedes Unglück, das den römischen Staat traf, wurde ihnen zur Last gelegt, denn sie hatten durch ihr Verhalten den Zorn der Götter heraufbeschworen, die sich durch die Christen missachtet fühlten (Tertullian). Man nannte sie vaterlandslos, denn sie gehörten nicht zu einer bestimmten geografischen oder administrativen Region. Das höchste Gut sahen sie nicht im römischen Staat, sondern in Gottes Reich. Öffentliche Feste, Zirkusveranstaltungen, Gastmähler mieden sie. Ihnen wurde Hass gegen das ganze menschliche Geschlecht vorgeworfen (Tacitus). Als sittenlos galten

sie, weil Frauen an ihren Versammlungen teilnehmen durften, der Bruderkuss geübt wurde und sie - wie man ihnen unterstellte - zu ihrem besonderen Mahl kleine Kinder töteten, deren Fleisch verzehrten und deren Blut tranken. Mit der Zerstörung des Tempels in Jerusalem wollten die Römer auch die Christen erledigen, obwohl diese nach einer prophetischen Weisung (vielleicht Matthäus 24,16) aus Jerusalem nach Pella jenseits des Jordan in die Dekapolis geflohen waren. Titus meinte, der Tempel müsse zerstört werden, damit Juden und Christen vollständig und gleichzeitig erledigt werden könnten. Obwohl diese Religionen sich selbst gegenüber feindlich sind, stammen sie doch von denselben Gründern. Die Christen sind ein Zweig der Juden, und wenn die Wurzel weggenommen ist, wird das Ganze leichter vergehen (Tacitus). Am Ende des 1. Jahrhunderts galt das Christentum grundsätzlich als neue, unerlaubte, staatsfeindliche Religion, so dass Trajan (98-117) gegenüber Plinius, seinem Legaten in Bithynien, ein geordnetes Gerichtsverfahren über sie vorschrieb. Das bedeutet nicht, dass von jetzt an Christen nach Recht und Gesetz verfolgt wurden, sondern Grausamkeiten und Gräueltaten gab es nachher genau wie vorher auch.

1.3. Geistliche Gegensätze

Die historischen Ereignisse hatten schon zu einer Differenzierung zwischen Juden und Christen geführt, aber die tieferen Unterschiede lagen in ihrem Denken. Es war auch nötig, dass die Christen sich nicht von den alten jüdischen Auffassungen vereinnahmen ließen.

1.3.1. Jüdische Grundsätze

Die Juden waren sich der Würde ihrer Sonderstellung unter den

Religionen bewusst. Nur sie allein im römischen Reich bekannten sich zu dem wahren und einzigen Gott, dem Schöpfer des Himmels und der Erde, der so heilig war, dass man seinen Namen nicht aussprechen durfte. Seine Anordnungen im Gesetz waren peinlich genau von seinem auserwählten Volk zu erfüllen. Die Gesetze zu bewahren und die dem entsprechende Frömmigkeit haben sie zum notwendigsten Werk des gesamten Lebens gemacht (Josephus). Sie verehrten so ihren Gott, von dem sie hofften, dass er sie durch den Messias in ein neues Gottesreich führen würde. Die Kritik der Christen war, dass die Juden eine überspitzte Gesetzmäßigkeit praktizierten, die über das AT hinausging. Das AT sei wie Wasser, der Talmud wie Wein und die Gemara (2. Teil des Talmuds) wie Würzwein, sagten die Pharisäer. Im Diognetbrief (anonym, 2. Jh.) sind die Vorwürfe genauer gefasst: Ihre peinlich genauen Speisevorschriften, ihr abergläubisches Beachten des Sabbats, ihr Stolz auf die Beschneidung und ihre Wahnvorstellungen über das Fasten und den Neumond, alles ist höchst lächerlich und überhaupt nicht zu beachten. Trotz ihres krampfhaften Bemühens um Gerechtigkeit vor Gott blieb eine unterschwellige Unsicherheit über die irdische und ewige Zukunft des Einzelnen und des Volkes. Man hoffte auf den Messias, der zwar in Jesus Christus schon gekommen war, den sie aber nicht erkannt, sondern verworfen hatten. Sie sagten nämlich, dass jemand, der wegen Kreuzigung nach dem Gesetz verflucht ist, nie der Messias sein könne.

1.3.2. Christliche Grundsätze

Nicht durch das Beachten von Gesetzen erlangt der Mensch das Heil, sondern durch die Gnade Gottes im Glauben. Daher ist das AT nicht der Steinbruch für Vorschriften zur Erlösung, sondern Gottes Wort, das die Verheißungen aufzeigt, die sich in Christus erfüllen sollten. Diese Auslegung der Heiligen Schriften missfiel den Juden so sehr, dass sie mit der Septuaginta (LXX - die griechische Übersetzung des Alten Testaments, mit der die Christen arbeiteten) nichts mehr zu tun haben wollten. Das Urchristentum hat den Juden das AT entwunden (Preisker). Da die Christen sich nicht an den politischen Revolutionen beteiligten - weder beim

Kampf um Jerusalem noch im Bar Kochba-Aufstand -, erwiesen sie sich als schlechte Patrioten und wurden daher aus der Synagoge ausgeschlossen. Um 100 n. Chr. gehörte ihre Verfluchung zum Hauptgebet der Juden (Heussi). Damit war der Endpunkt der Christenverfolgungen durch die Juden erreicht, wie sie Petrus, Johannes, Stephanus, Jakobus, den Älteren, Jakobus, den Bruder des Herrn, ja die ganze Gemeinde in Jerusalem getroffen hatten.

1.4. Auseinandersetzungen innerhalb der christlichen Gemeinde

Christliches Denken und jüdischer Formalismus konnten nicht miteinander auskommen. Der Herr Jesus hatte schon die Heuchelei und die Starrheit der Pharisäer gegeißelt, auch ihr mangelndes geistliches Verständnis. Er selbst wurde als Ketzer, der sich anmaßte, Gottes Sohn zu sein, und so gegen ihren Monotheismus verstieß, ans Kreuz genagelt und damit dem Fluch Gottes übergeben. Trotzdem gab es viele Juden und auch Pharisäer, die sich als seine Jünger bekannten.

1.4.1. Forderungen der Juden-Christen aus Jerusalem

Die Gemeinde in Jerusalem hatte unter der Leitung des Herrenbruders Jakobus eine Vorbildfunktion. Den christlichen Glauben verbanden sie mit dem jüdischen System. Petrus wurde als Erstem in einer Vision deutlich, dass Gott auch für die Heiden (für die Juden waren es die Hunde) das Heil vorgesehen hatte. Es war ihm sehr schwergefallen, Gemeinschaft mit dem römischen Hauptmann Cornelius zu haben. Aber gegenüber den Ältesten der Gemeinde in Jerusalem vertrat er die ihm von Gott geschenkte Einsicht. Nun forderten die Juden-Christen in Jerusalem, dass die Heiden, die Christen wurden, zunächst Juden werden müssten: Beschneidung, Speisegesetze und Festtagsregelungen sollten beachtet werden.

1.4.2. Abwendung der Gefahren

Der Apostel Paulus hatte deutlich erkannt, dass hier 2 Systeme unvereinbar waren: Juden lebten unter dem Gesichtspunkt der Werkgerechtigkeit in Befolgung des Gesetzes, Heidenchristen hatten die Befreiung von den Forderungen des Gesetzes durch die Erlösung in Christus erfahren. Das Apostelkonzil zu Jerusalem (ca.

49 n. Chr.) hatte diese Frage zu lösen. Man entschied nach der überzeugenden Argumentation des Petrus und des Jakobus, dass Heidenchristen nicht Mose zu gehorchen hätten. Denn der hatte in allen Städten ohnehin seine Verkündiger in den Synagogen. Nur die barbarischen, rohen Sitten der Heiden sollten die Heiden-Christen meiden: Götzen-Festmahlzeiten, Blutgenuss (vor allem Blut trinken), Fleisch von ersticken Tieren (ekelhaft noch mit Blut!), die allgemeinen sexuellen Zügellosigkeiten der Barbaren, z. B. bei ihren Götzenopferfesten. Im Grunde waren das Vorschriften zur guten Sitte, wie sie schon Noah und damit dem gesamten Menschengeschlecht gegeben waren. Alles Übrige, was die Juden an Sondervorschriften hatten, war damit hinfällig. Während seines ganzen Lebens musste der Apostel Paulus für diese Freiheit eines Christenmenschen kämpfen. Auch der Hebräerbrief warnt scharf vor einem Rückfall in jüdisches Denken.

Schlussbemerkung:

Die Trennung vom Judentum war für die Christen unerlässlich, wenn sie ihr Wesen, nämlich die Erlösung aus Glauben durch den Tod Jesu Christi am Kreuz, nicht aufgeben wollten. Im Grunde wäre sonst das Evangelium gleich am Anfang in Gesetzmäßigkeit stecken geblieben. Gott hatte es so eingerichtet, dass nach Golgatha der Tempeldienst und damit das unzureichende Bemühen um das Heil beendet wurden und das Evangelium für die ganze Welt ohne Unterschied nach Rasse, Geschlecht, Nationalität offen stand. Christen - ob Juden oder Heiden - haben im Heiligen Geist den Mahner, aber auch den Beistand, der sie durch diese Welt zum seligen Ziel bringt.

Arno Hohage 

Rücksicht und Glaubwürdigkeit

„Die Liebe benimmt sich nicht unanständig - “
1. Korinther 13,5

Als ich noch ein kleiner Junge war, mochte ich gern meine Suppe schlürfen. Ich fand nichts Anstößiges dabei, obwohl meine Eltern es jedes Mal monierten. Dann aßen wir eines Abends mit einem zusammen, der seine Suppe schlürfte. Er genoss sein Essen; aber mir gefiel die Mahlzeit gar nicht. Ich begriff auf einmal, dass gute Tischmanieren ein Weg sind, anderen gegenüber Rücksichtnahme zu zeigen. Man drückt damit aus: „Es geht mir um dich, und ich will nichts tun, was dich hindert, diese Mahlzeit zu genießen.“

Ein ernsterer Fall: Ich kenne ein Ehepaar, das geschieden wurde, weil der Mann so grob zu seiner Frau war. Sie behauptete, ihr Mann zeige durch sein unablässiges Rülpsen, dass er sie nicht lieb habe. Der Richter entschied in ihrem Sinne, indem er konstatierte, wenn der Ehemann seine Frau lieb hätte, so würde er sich rücksichtsvoller betragen. Das ist eine seltsame, aber wahre Geschichte, die aber deutlich macht, dass die Liebe sich nicht unanständig benimmt.

„Unanständig sein“ im Sinne von 1. Korinther 13,5 schließt alles Verhalten ein, das biblische oder mitmenschliche Normen verletzt. Wir könnten es so umschreiben: „Liebe nimmt Rücksicht auf andere.“ Das stünde dann im starken Kontrast zu dem rücksichtslosen Verhalten der Korinther - viele ließen sich bei ihren Liebesmahlen gehen und betranken sich (1. Korinther 11,20-22). Einige Frauen überschritten ihre Grenzen, indem sie den Schleier entfernten und Männerrollen in der Gemeinde übernahmen (11,3-16; 14,34-35). Und sowohl Männer als Frauen verdarben die Zusammenkünfte, indem sie sich gegenseitig mit ihren geistlichen Gaben übertrumpfen wollten (14,26).



Zweifellos verteidigten die Korinther ihr schlechtes Betragen, wie wir es auch oft tun. Aber unanständiges Verhalten offenbart einen Mangel an Liebe und steht einem effektiven Dienst diametral im Wege. So habe ich Christen gesehen, die sich so grob gegenüber rauchenden Nichtchristen aufführten, dass ihnen jede Möglichkeit genommen war, ihnen von Christus zu erzählen.

Achte darauf, wie du mit anderen umgehst - seien es Gläubige oder Ungläubige. Selbst die kleinste Höflichkeit kann einen tiefen Eindruck auf sie machen.

ZUM GEBET: Bitte darum, dass Gottes Geist dein Verhalten steuere und dich auf jede lieblose Handlung aufmerksam mache. Tut er das, so bekenne sie gleich und mache es anders.

ZUM BIBELSTUDIUM: Lies Lukas 7,36-50. Wie beschützte Jesus die bussfertige Frau vor der Taktlosigkeit des Pharisäers?

John MacArthur
aus „Lass mich zu Dir kommen“ CLV **.P**